XVI. Jahrg. Berlin, den 11. Januar 1908.  Nr. 15.



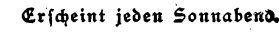
Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Bagatellen	39
Ein neuer Moses. Von Heinrich Spiero	43
Ihre Schützlinge. Von Helene Migerka	48
Neusprachlicher Unterricht. Von Wilhelm Wetz	51
Civilprozeßschmerz. Von Georg Morris	60
Schmidt-Noerren. Von Johannes Harnisch	63
Aus Baudelaires Tagebüchern. Von Erich Oesterheld	69
Die Sonne der Gerechtigkeit. Von Kunz von der Rosen	72



Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3 a.

1908.



Berlin, den 11. Januar 1908.

Bagatellen.*)

Es giebt wohl kaum ein Land, das so leicht zu regiren ist wie unser Deutschland. Wir sind ein namenlos artiges Volk; und ich möchte nur einmal sehen, wie sich die Weisheit unserer leitenden Persönlichkeiten bewähren würde, wenn das Schicksal sie vor Probleme stellte, wie sie Rußland, Oesterreich oder Frankreich beschäftigen. Trotzdem haben unsere Staatsmänner stets über die deutsche Presse geklagt und Bismarck hat das drastisch bildliche Warnungswort gesprochen, die Nation müsse die Fenster bezahlen, die ihre Presse einwerfe. Aus diesem Wort hat ein tüchtiger Geheimrath die Konsequenz gezogen und eine vortreffliche Organisation der Presse geschaffen. Sie beruht auf dem Gedanken des Tauschgeschäftes: Der Geheimrath giebt der Presse Nachrichten und sie giebt ihm dafür Meinungen. Der Geheimrath ist nicht zu tadeln; er thut nur seine amtliche Pflicht. Er beschönigt und beschwichtigt dienstlich und kann ja nicht dafür, daß so häufig Anlaß dazu vorhanden ist. In dieser süßen, freundlichen Gewohnheit des Daseins und Wirkens verharrt er nun schon seit Jahren und das Resultat ist eine ausgezeichnet disziplinirte Zeitungstruppe, die sich mit Bagatellen überhaupt nicht mehr beschäftigt.

Ich bitte, ein Wenig von den Bagatellen sprechen zu dürfen, die die „ernsthafte" Presse kaum hier und da eines Wortes würdigt. Zunächst ist da ein gewisser Amtsrichter sanft in den civilrechtlichen Wirkungskreis hinüberbefördert worden. Das ist, unmittelbar nachdem das von ihm geleitete Schöffen-

*) Der Herausgeber der „Zukunft" leidet unter den Folgen einer Rippenfellentzündung und konnte deshalb für dieses Heft noch nicht schreiben. Er dankt den Freunden, die während und nach einer beispiellosen Gerichtsprozedur seiner gedachten; nicht minder aufrichtig den Feinden, die selbst dem trägsten Meinungabnehmer nun bewiesen haben, daß ihres Wesens Art hier richtig, ohne Verzerrung, geschildert ward. Und bittet nur um ein Bischen Geduld.

gerichtsverfahren zu einer Freisprechung in Sachen Moltke-Harden gelangt war, „auf Wunsch des Amtsrichters" geschehen. In den entschieden liberalen Blättern der Reichshauptstadt war wirklich zu lesen: auf seinen eigenen Wunsch. Und damit war die Sache abgethan; denn wie sagt der Jurist? Volenti non fit injuria. Wenn der Amtsrichter nun einmal urplötzlich von dem heftigen Begehren nach einer Versetzung erfaßt wurde, die in juristischen Kreisen als eine capitis deminutio gilt, so ließ sich dagegen nichts einwenden. War es etwa die Pflicht der Presse, der Genesis dieses Wunsches nachzuspüren? Nein. Sie brauchte sich nicht einmal daran zu erinnern, daß vor einer Reihe von Jahren ein fast kongruenter Fall die Oeffentlichkeit beschäftigte. Damals hieß der versetzte Richter Schmidt und er stand bereits auf einer höheren Stufe der juristischen Skala. Jetzt heißt er Kern. Beide hatten Herrn Harden freigesprochen und schienen danach fürs Civile eher als fürs Kriminalistische geeignet. Ueber diese Angelegenheit wäre natürlich in der Presse ausgiebig und mit sittlichem Ernst gesprochen worden, wenn nicht unsere Richter unabsetzbar und daher jeder Beeinflussung entzogen wären. Da ihnen aber diese Prärogative gesetzlich verbürgt ist, so war es überflüssig, lang und breit eine Bagatelle zu behandeln, deren Erörterung vielleicht das Laienpublikum in die Irre geleitet hätte. So blieb denn nur noch die erfreuliche Feststellung übrig, daß die Behörde den leisesten Wünschen ihrer Schutzbefohlenen entgegenkommt, ja, daß sie manchmal solche Wünsche erräth, bevor sie noch in den Lichtbereich des Bewußtseins gelangt sind.

Die selbe einmüthige und schöne Zurückhaltung zeigt die Presse in der Behandlung unserer Auswärtigen Angelegenheiten. Kaiser Franz Joseph beantwortete neulich die Ansprachen der Präsidenten der österreichischen und der ungarischen Delegation mit einer Thronrede, in der er die Existenz des Dreibundes ignorirte und auch Deutschland nicht erwähnte. Man hätte eine solche Erwähnung vielleicht erwarten dürfen, denn die Delegationen sind die Parlamentsausschüsse für die Auswärtigen Angelegenheiten und es war ja noch nicht lange her, daß die preußische Polenpolitik im österreichischen Reichsrath mit selbst für diesen Ort ungewöhnlicher Schroffheit kritisirt worden war. Da wäre ein Bekenntniß zum Dreibund, eine warme Erwähnung des verbündeten und befreundeten Deutschen Reiches doppelt werthvoll gewesen. Doch Franz Joseph verzichtete auf eine solche Demonstration. Die auswärtige Politik, in der England mehr als je dominirt, ließ es ihm nicht angezeigt erscheinen, sich allzu sehr in bundesbrüderlicher Gesinnung zu engagiren (denn an den Empfindungen und Bestrebungen des Königs Eduard hat sich inzwischen sicher nichts geändert), und die innere Politik steht im Zeichen einer slavischen Mehrheit, die aus ihrer Antipathie gegen das Reich Wilhelms des Zweiten kein Hehl macht. Solche Stimmung der breitesten Schichten könnte selbst ein absoluter Monarch nicht unbeachtet lassen und Franz Joseph, der sich in einer späten, aber echten Popularität sonnt, kann es erst

recht nicht. Das Symptom, das in der Schweigsamkeit der Thronrede lag, mußte eine wachsame politische Presse vielleicht verzeichnen; aber schließlich war es doch nur eine Bagatelle und so besannen sich unsere führenden Blätter auf die patriotische Pflicht, die Graf von der Schulenburg-Kehnert nach der Schlacht bei Jena statuirt hat. Wozu den Bürger beunruhigen? Es ist wahr: nichts ist in der Politik so gefährlich wie Selbsttäuschung und Mangel an Wirklichkeitsinn; aber der Dreibund besteht ja noch, und gerade daß Oesterreich und Italien sich fast ängstlich hüten, den Dritten im Bunde zu erwähnen, ist gewiß ein sehr gutes Zeichen. Mit den Freunden, deren Namen wir nie in den Mund nehmen, sind wir bekanntlich besonders intim und der schlagendste Beweis für die Herzlichkeit einer Freundschaft ist es, wenn man den Freund, so oft es nur angeht (und zumal bei feierlichen Gelegenheiten), schweigend verleugnet. Uebrigens hat der berliner Botschafter Oesterreichs die Lage neulich dadurch geklärt, daß er die Bündnisse mit den Frauen verglichen und darauf hingewiesen hat, daß die besten die seien, von denen man am Wenigsten spreche. Er empfahl uns das Rezept: „Willst Du Dein Herz mir schenken, so fang' es heimlich an!"; und wir müssen ihm noch dafür dankbar sein, daß er nicht die heinische Version: „Und grüß' mich nicht Unter den Linden!" wählte. Höchst erfreulich war auch, daß in der deutschen Presse nirgends der frivole Hinweis auftauchte, wir seien früher, als die amtlichen Kreise Oesterreichs und Italiens an chronischer Verstimmung litten, eigentlich besser daran gewesen und man habe sich augenscheinlich auf unsere Kosten versöhnt. Solcher dürftige Machiavellismus bleibt der deutschen Presse fern. Wir freuen uns stets, wenn sich die Reibungen zwischen zwei großen Nationen vermindern; und so leben wir seit einigen Jahren in dulci jubilo. Wer möchte diese Feierstimmung durch Unkenrufe unterbrechen? Auch im südwestlichen Wetterwinkel geht ja Alles nach Wunsch.

Die Franzosen fahren mit der friedlichen Durchdringung Marokkos munter fort. Ein neuer Befehlshaber mit der Ordre: „Volldampf voraus!" ist unterwegs, jede gewünschte Verstärkung wird ihm bewilligt werden, kein Tag vergeht ohne Scharmützel oder Vorstoß, drei wichtige Stützpunkte sind in den Händen der Republik, Handel und Wandel stockt noch immer und die Flamme des Fremdenhasses flackert leise fort. Wir reiben uns die Hände, denn Herr Pichon hat erst neulich wieder erklärt, daß Frankreich die Durchführung der Algesirasakte vorbereite. Ein Bischen interessirt sind wir ja an der Sache, denn der Deutsche Kaiser hat dem Sultan seine Unabhängigkeit und die Integrität des Sultanates verbürgt, auch haben wir eine Konferenz erzwungen, deren Ergebniß unsere Offiziösen laut rühmten; doch nur der Papst ist unfehlbar und schon Homer läßt die Götterbotin sagen: „Den Edlen zieret die Umkehr". Warum sollten wir also heute Etwas dagegen haben, wenn Clemenceau den Sultan zu seiner Marionette macht und sich anschickt, das Land wie eine Artischocke

zu verspeisen? Deutschlands Ansehen steht nicht auf dem Spiel. Wer weiß, ob nicht doch noch eine Kompensation für uns abfällt? Nur hübsch still geschwiegen: die Bagdadbahn muß uns entschädigen. Nichts wäre thörichter, als in diesem Augenblick sich bei winzigen Bagatellen aufzuhalten.

Aus solchen Betrachtungen erklärt sich wohl zur Genüge, daß unsere Presse, immer von dem aufrichtigen Wunsche geleitet, die Kreise des durchlauchtigen Archimedes nicht zu kreuzen, über den Zwischenfall von Abu-Musa mit klugem Schweigen hinwegging. Eine Winzigkeit, nicht der Rede werth. Auf einem Inselchen im Persischen Golf hat sich eine deutsche Firma niedergelassen. Eines schönen Tages erscheint ein englisches Kriegsschiff und jagt die Angestellten der deutschen Firma weg. Unter nichtigen Vorwänden, wie die Firma behauptet. Gott sei Dank: bei uns in Deutschland hat sich Niemand über das Intermezzo aufgeregt. Die Firma wird ja entschädigt werden; dafür wird unser Meisterdiplomat schon sorgen. Aber auch wenn sie nicht entschädigt werden sollte: können wir deshalb einen Krieg mit einem Lande anfangen, in dem der Kaiser eben einen Katarrh auskurirt hat? So weitherzig würde wohl der Monarch selbst sein Wort „Civis germanus sum“ nicht interpretiren wollen. Es würde in hohem Grade taktlos sein, jetzt, unmittelbar nach Windsor und Highcliff, eine dringende Reklamation nach England zu richten. Jedenfalls ist es nicht die Aufgabe der Presse, hier Oel ins Feuer zu gießen. England läßt sich den Persischen Golf nicht entreißen (darüber haben sich Curzon und Salisbury unzweideutig ausgesprochen) und seit etwa vierzig Jahren wird die Absperrung des persischen und des arabischen Meeres planmäßig betrieben. Der Persische Golf wird zu einem mare clausum Englands; auf die offizielle völkerrechtliche Anerkennung dieser Thatsache verzichtet unser praktischer Vetter. Nun können wir ja nicht leugnen, daß der Werth der Bagdadbahn für uns durch solches Trachten nicht unerheblich geschmälert wird; aber sollen wir jetzt mit der gepanzerten Faust auf den Tisch schlagen?

Nichts wäre thörichter, frevelhafter als ein solches Beginnen; denn (von Bagatellen abgesehen) unsere auswärtige Lage ist günstiger, als sie seit Jahren war. Fürst Bülow hat gutem Vernehmen nach zu Neujahr mit den Herren von Aehrenthal und Tittoni überaus herzliche Beglückwünschungen ausgetauscht und in Malta hat soeben der deutsche Konsul dem Herzog von Connaught ein Handschreiben Wilhelms des Zweiten überreicht. Wir wagen es kaum zu hoffen, aber ein neues Zusammentreffen des Kaisers mit dem englischen Herrscherpaar scheint in der That „nicht ausgeschlossen“. Gott gebe unserem Volke die Kraft, diese ununterbrochene Reihe von guten Tagen ohne Ueberhebung zu tragen! Die deutsche Presse wird auch fortan die herrliche Harmonie der Welt nicht durch unnütze und unfruchtbare Rekriminationen stören.

* * *

Ein neuer Moses.

Unter allen tragischen Problemen ist am Seltensten in Deutschland mit vollem Gelingen eins dramatisch behandelt worden, das man am Besten „Mensch gegen Masse" nennen könnte. Mit nicht wieder erreichter Wucht hat von unseren Großen zuletzt Otto Ludwig darum gerungen und damit sein Meisterstück geschaffen. Es war gewiß kein Zufall, daß ihm Solches gerade an der Darstellung des jüdischen Volkes in einer schicksalschweren Zeit gelang. Denn die Geschichte dieses räthselhaftesten alten Stammes mit seinen Propheten und seinem immer wiederholten Abfall von Gott bot eine Fülle lockender Möglichkeiten für einen spürsamen, suchenden Dichtersinn und leuchtete zugleich mit weithin vorweisendem Licht in religiöse Entwickelungen aller Zeiten hinein. So ist sie denn auch, von Grillparzer und Hebbel bis zu Heyse und Sudermann, immer wieder von Dramatikern ergriffen worden, während der jugendliche Schiller von einem Epos träumte, dessen Held Moses werden sollte. Auch in dieser Dichtung hätte der tragische Kampf des Einzelnen mit der Menge neben dem Verhältniß des Propheten zu Gott stehen und ein Brennpunkt aller Leidenschaften werden müssen, wie er es geworden ist in dem Drama „Moses", das Karl Hauptmann (bei Georg D. W. Callwey in München) veröffentlicht hat.

Zunächst ein paar Worte über den Dichter. Karl Hauptmann ist erst in reiferen Jahren mit poetischen Werken hervorgetreten, nachdem der Schüler von Richard Avenarius und Ernst Haeckel schon auf wissenschaftlichem Gebiet Namhaftes geleistet hatte. Und langsam erst erwarb der jetzt fast Fünfzigjährige Namen und Geltung. In der Stille lebten seine Bücher. Zu viel keusche Schönheit für den Markt lag in ihnen allen; Reize, die sich erst langsamer Einfühlung erschließen, pflegen nicht in die Breite zu wirken. Trotzdem hätte wohl im Zeitalter des Entwickelungromanes wenigstens sein bisher reifstes Werk, der Roman „Mathilde", Anspruch auf lauteren Erfolg gehabt, als ihm zu Theil ward. Die Vorgänge, die darin erzählt werden, sind so einfach, so, ich möchte sagen, durchschnittmäßig, wie sie sich im Leben der allermeisten Fabrikmädchen abspielen. Und doch hat dieser Roman nichts zu thun mit all den naturalistischen Erzählungen aus gleichem Umkreis. Es kommt Hauptmann nie auf die exakte Schilderung des Milieus, nie auf spannende Handlung an; er möchte nur die Seele herausbringen. So tief will er in den Kern dieser Frauennatur eindringen, daß wir bei ihrem Weg durch Druck und Drang, durch Schmutz und Jammer, durch Lust und Liebe immer das eine, richtige Empfinden für den Takt dieses Herzens behalten. Und es gelingt dem Poeten durchaus. Die Sieghaftigkeit einer reinen Natur, die mit lauterem Licht leuchtende Zartheit eines starken, sich nie ganz verlierenden Menschen wird uns klar und lieb. „Freude und Leiden", heißt es da einmal, „sind aus einem Grund und

kommen Beide aus Tiefen, die uns Kraft geben und unsere Wege mit lebendigem Sinn bedecken wie der Frühling mit Blumen. Nicht Jedem ist geschenkt, in Gründe zu tauchen. Nicht Jeder ist gewürdigt, aus der Tiefe zu schöpfen, nicht in Freuden, nicht im Leiden. Aber Mathilde war Eine." Und dadurch, daß diese feine und eigenthümliche Gestalt durch ihres Dichters reife und reiche Seelenkunde ganz die unsere wird, bekommen auch wir selbst Etwas ab von dieser Fähigkeit, auf die leisen Töne zu lauschen, die unter der Oberfläche leben und beben. Wie in Wilhelms Specks „Zwei Seelen" die stillen Wasser rinnen, Tropfen auf Tropfen, so rieseln sie auch in „Mathilde". Hauptmanns Stil ist freilich weit preziöser als Specks, aber diese oft seltsam gesteigerte Sprache hat ihren nicht geringen Reiz und gleitet oft wie von selbst ins rein Lyrische hinüber. So erscheint denn der wundervolle Ostergesang, der das Buch schmückt, wie aus ihm heraus geboren:

Blüthen! Blüthen! Die kaum geöffneten, zagen —
Ewige Wunder blühen und klingen und sagen:
„Ja, der Lebendige wacht."
Bäche tosen in schäumenden Ufern zu Thale.
Tausend Stimmen jauchzen:
„Mit einem Male
Schwanden Tod und Nacht!"
Wieder, wie wenn heilige Feuer lohten,
Ueber Gräbern Männer in glänzenden Kleidern —:
„Engel!"
Und ein Ewiger spricht:
„Weinet nicht!
Suchet nimmer den Lebendigen
Unter Toten!"

Mit solchen tiefinnerlich errungenen Versen führt Karl Hauptmann sein Werk auf die Höhe und diese lyrisch strömende Dichterkraft verbindet am Meisten das neue Drama diesem sonst so anders gearteten Mathildenbuch. Immer, wenn der große Augenblick im „Moses" nach einem erschütternden Ausdruck des allgemeinen Empfindens verlangt, ertönt aus unbekanntem Munde der Rhythmus, den die Menge aufnimmt, am Tiefsten sie und uns bewegend in den hohen Stunden des Auszuges aus Egypten und der Einkehr ins Gelobte Land.

Im Feuerbusche bist Du Mose erschienen,
Jahwe! Großer Jahwe!
Die Heimath hast Du verheißen.
Wir ziehen aus der Knechtschaft.
Wo ist ein Thal,
Das dem Thale des Jordans gliche?
Wo ist ein zweites Sichem?
Wir tragen des Joseph Gebeine

Heim zu dem Lande der Väter,
Das Du uns verheißen,
Jahwe, großer Jahwe!

Glücklich trifft hier Hauptmanns eigenster Stil zusammen mit der psalmirenden Weise, die der Stoff verlangt. Mit einer gewissen Bangigkeit aber durfte man die Frage stellen: Wie wird der Dichter, der in dem Roman, in seinen „Miniaturen", selbst noch etwa in dem Drama „Des Königs Harfe", so gern mit kleinen Strichen zeichnet, die großen Gestalten und Bewegungen meistern, deren Darstellung sein „Moses" bringen soll? Die Antwort lautet: Mit der souverainen Kraft des vollbürtigen Künstlers hat er stilsicher diesem Bilde gewaltiger Zeiten und Menschen gegeben, was nothThat. Daß er dabei zugleich Szene vor Szene die Gabe der Beobachtung zarter Züge, kleiner psychologischer Offenbarungen bewähren konnte, macht sein Werk nur lebensvoller, farbenreicher.

Mächtig setzt das Drama mit einem allgemach sich emporthürmenden ersten Akt ein. Arons Weib in Gosen bereitet das befohlene Mahl vor dem Auszug und in ihr Haus dringen, während draußen drohend schon der Sturm anhebt, Juden jeden Alters. Sie wollen sich aufrichten lassen, einander in der Gewißheit bestärken, daß Moses und Aron heute nicht vergeblich beim Pharao seien, daß sie diesmal endlich die Erlaubniß zur Auswanderung mitbringen. Die alte Jochebed, Mosis Mutter, spricht ihnen in Ekstase Zuversicht ein. Hier schon beginnt jene feine Gegenüberstellung verschiedener Frauencharaktere, die das ganze Drama durchzieht, ohne je die Handlung zu beherrschen. Jochebed, die selige Mutter des Volksfürsten, seiner Sendung gewiß, Mirjam, die aristokratische Schwester, mehr dem erst allgemach an des Bruders Größe erstarkenden Aron als Moses ähnlich, Arons Frau Eliseba mit ihrer stillen, unbeirrten, gehorsamen Zuversicht auf die Männer. Und dann treten Aron und Moses in den Kreis, enttäuscht, weggeschickt vom König ohne Gewährung. Moses, auf den Alles starrt, weint krampfhaft; aber als auf eine langsame Frage eines der Alten Alle in den Hoffnungruf „Jahwe! Jahwe!" ausbrechen, hat Moses den Tiefpunkt überwunden. Und er giebt mit der ganzen Ruhe und der Gehorsamsgewißheit des geborenen Führers seine Befehle für den nächtlichen Auszug. Die Hütte wird der Fremden leer. Die Familie verzehrt das Lamm, Alle sind, wie sie geheißen wurden, gegürtet, halten schon die Stäbe in der Hand. Noch einmal malt Moses das Land der Verheißung und kann doch nicht ganz die Dumpfheit der Stunde überwinden. Da schlagen, zuerst wie junge Fluthwellen leckend, dann das ganze Haus erfüllend, die furchtbaren Geschehnisse der Sturmnacht herein: die Erstgeburt der Egypter liegt getötet und den mit Blut gekennzeichneten Schwellen der Kinder Israel ist der Würgeengel vorübergegangen, wie es verkündet war. Moses bricht auf, und nachdem Jeder

zum letzten Mal an der alten Herdstätte die Fackel entzündet hat, verläßt der Zug das Haus, während wogend der Hymnus, von draußend hallend, eines ganzen Volkes Sehnsucht ertönen läßt.

War Moses bisher nur der Führer des Volkes, so tritt er vom zweiten Akt ab als Gegenspieler ihm gegenüber, der Held wider die Masse. Unablässig wird gegen ihn gewühlt. Verwahrlost, hungrig, schlaff sieht sich nach kurzer Zeit das Volk in der Wüste, die jeder Verheißung bar ist. Dazu hetzen die Egypter, die mitgezogen sind (Hauptmann fand sie in Luthers Uebersetzung als „Pöbelvolk" verzeichnet), und die ehernen Midianiter, deren Fürst des Moses Schwiegervater ist, erregen Verdacht und Zorn. Die feinste Frau des Dramas, die schöne Zipora, steht fast allein mit ihrer glühenden Gewißheit, daß ihr Moses vom Sinaiberge nicht fruchtleer zurückkommen, daß er Gottes Stimme dort vernehmen und Segen und Hoffnung herabbringen wird. Aber schon tönt es laut und lauter:

Leer ist des Moses Wort . . . und leer ist seine Verheißung!
Vierzig Tage ließ er uns schmachten!
Vierzig Tage in der brennenden Gluth der Wüste!
Vierzig Tage im heulenden, reißenden, eisigen Nachtwind!
Ohne Wasser! . . .

Einer steigert sich am Anderen in die Sehnsucht nach Egyptens Fleischtöpfen hinein, hinweg von Jahwe. Aron bringt das goldene Kalb, und während Ziporas Verwandte angegriffen werden, schlingt sich um das Götzenbild der Reigen. Da tritt schweigend Moses mit Josua unter sie, die Tafeln im Arm, in die Jahwe „mit dem starken Finger seiner Hand" sein lauteres Wort grub. Entsetzt verläßt das Volk den Platz und das Kalb, um das, beschämt, Aron und die Seinen stehen. Moses aber bricht nun aus und er, der gegangen war, um „seinem Volk Jahwes ewiges Gesetz in Aug' und Sinn und Blut zu bringen", zerschmettert die Tafeln. Er fleht zu Gott, ihm die furchtbar zwängende Last der Führung dieses Volkes abzunehmen, und erst als Zipora, die Stammesfremde, doch Glaubensstarke, ihn an die eigene Nacheiferung erinnert, ermannt er sich, findet Strafe und Sühne für die Frevler, Trost für die Hungernden.

Aber noch hat er nicht gesiegt. Erst der dritte Akt bringt den Höhepunkt des Kampfes und den Ausgang. Die im zweiten etwas gelockerten Fäden werden wieder straff angezogen. Die Wandernden halten in einer Oase, von der aus man Kundschafter nach Kanaan gesandt, des Landes Beschaffenheit zu ergründen. Das Volk scheint zu Jahwes Dienst ganz bezwungen. Ueberreiche Geschenke bringen sie der Stiftshütte, vor der nun Moses die Ausgesandten erwartet. Er ist noch nicht so voll von Zuversicht in des Volkes Treue wie die Anderen. Und siehe: als die Kundschafter zwar köstliche Früchte bringen, lockenden Bericht von des Gelobten Landes Schönheit, aber auch die Gewißheit, daß man Kanaan in Kämpfen erobern müsse, da bricht Feigheit, neue

Enttäuschung, lange verhehlter Haß alle Schranken nieder. Moses wird von der Revolte umheult, der Chor, in dem ein Egypter die Unterstimme abgiebt, fordert die Rückkehr nach Gosen. Nun wird Moses, wie jedes Genie im kritischen Augenblick schwerer Entscheidung, einmal zum Tyrannen, zum Ankläger und nur zu gerechten Richter in einer Person:

Verflucht sei dies Gesindel! . . . Keiner soll
Das Vaterland je schauen! . . . Solche Knechte
Und Feige sollen in der Wüste fürder
Umwandern . . . vierzig Jahre! . . . Bis die Leiber
Verfallen . . . und man dann im Wüstensande
Die Leichen einscharrt . . . und die ekle Feigheit!

Alle Getreuen, außer Josua und Kaleb, den Getreusten, hat der gewaltige Führer in das Heiligthum gerettet, das im Augenblick des wildesten Aufruhrs in Wolken entrückt wird. Und während unter Donner und Blitz des Herrn die Tobenden auseinanderstieben, sieht man im Schwinden der Wolke Moses betend vor Jahwe auf dem Angesicht liegen.

Von da ab klingt das Drama leiser und schwingt mit milderem Glockenschlag aus. Der vierte (schwächste) Akt bringt es nicht recht vorwärts, so wundervoll auch die letzte Szene, Arons Tod, mit lyrischen Reizen übergossen ist. Echt dramatisch aber löst Hauptmann im fünften Aufzug das Problem, den Helden, wie die Geschichte es will, vor dem Ziel sterben zu lassen. Der Schrecken fliehender Heiden zeigt die Gewalt des nun nach vollen vierzig Jahren der väterlichen Stätte endlich nahen Volkes. Und wo eben noch flüchtige Feinde sich bargen, wo selbst die Zunge des aramäischen Zauberers für Jahwe zeugen mußte, verhaucht jetzt der greise Fürst den letzten Odem. Noch einmal, während am Fuß des Berges Nebo der Heerbann durch den Paß zieht, ruft er dem Volk das Gesetz in die Ohren. Und dann, im Schauen des Gelobten Landes, sinkt Moses lächelnd, neben dem von Gott erkorenen Nachfolger, tot zusammen. Das Volk singt die alte Weise, mit der die Väter einst Egypten verließen.

Karl Hauptmann verfügt, wie Gerhart, über keinen großen Reichthum an Worten, aber über viele Töne, die ihm Nuancirungen erlauben. So erwächst auch von dieser Seite her starke Stimmung in dem Mosesdrama. Das bunte Gewimmel von Menschen, Juden dreier Geschlechter, Egypter, Midianiter, Moabiter, Amoriter, fällt nicht auseinander, sondern bewegt sich in charakteristischer Weise durcheinander, wie die einzeln handelnden Menschen auch. Freilich konzentrirt sich das Interesse auf Moses; auch wenn er nicht auftritt, ist er gegenwärtig, Alles steht immer in Beziehung zu ihm; sicher ein echter Zug des Heroendramas, wie wir es so gern wieder auf unseren Bühnen grüßen möchten. Sie haben sich bisher Karl Hauptmann nicht sehr hold erwiesen; hier sollten sie (und die größten, reichsten voran) zugreifen. Bietet doch das Szenarium auch Gelegenheit, alle Hexenkünste der Regie spielen zu lassen.

Karl Hauptmann ist ein Einsamer unter den deutschen Dichtern seiner Generation. Seine Sprache ist (besonders in den Prosawerken) nicht ohne moderne Nervosität, impressionistische Biegungen. Er hat sich mit der Wissenschaft, der Philosophie seiner Zeit auseinandergesetzt: und ist doch als Dichter den alten Mächten treu geblieben, die fortwirkend aus unerschöpften Quellen sein Talent speisten, wie sie noch auf unbegrenzte Zeit Geschlechter nähren werden. Wenn Karl Hauptmann nach Art und Anlage auch keine Führernatur ist, so zeigen doch seine Werke und seine Persönlichkeit weit in die Zukunft hinein. Denn in ihnen verband sich der neue Formendrang ihrer Zeit dem uralten Herzenswissen, das Goethe im letztn Gespräch an Eckermann weitergab, da er sagte: „Gott hat sich nach den bekannten imaginirten sechs Schöpfungstagen keineswegs zur Ruhe begeben; vielmehr ist er noch fortwährend wirksam wie am ersten. So ist er nun fortwährend in höheren Naturen wirksam, um die geringeren heranzuziehen."

Hamburg. Heinrich Spiero.



Ihre Schützlinge.

Von Bienenstroh schritt so ernsten Gesichtes und zögernden Ganges durch die Straßen, daß Jeder, der ihn sah, von der Wichtigkeit seines Amtes überzeugt sein mußte. Doch gab ihm nur ein unangenehmer Weg, in eigener Angelegenheit, jetzt dieses Sorgengepräge. Es galt, seinem künftigen Schwiegersohn vorwärtszuhelfen, dem heimlich seiner Aeltesten Verlobten. Oeffentlich gehörte Bienenstroh zu den Gegnern der Protektion; und mußte sie nun dennoch suchen und, um sie zu finden, auch üben. Das war unangenehm.

Die Verlobung durfte erst bekannt werden, wenn der Bräutigam der lange ersehnten Beförderung sicher war. Die Bedingung hatte er, als Vater, gestellt, um seinen Einfluß vorher noch unbefangener geltend machen zu können. Es war an der Zeit. Wer weiß, wie lange man ihn noch im Amt beließ, nachdem er sich schon ein ganzes Jahr lang oben gehalten hatte. Und sein Kollege D'Esterne wieder, zu dem er gehen wollte, war, nach den Anschauungen von heute, etwas alt für seinen Posten. Also auch nicht mehr sicher.

D'Esterne war der oberste Vorgesetzte des jungen Braunek. Der mußte helfen. Denn von selbst kam das Rad nicht ins Rollen. Das merkte Bienenstroh schon lange. Und wahrscheinlich war der junge Braunek davon eben so überzeugt gewesen und hatte sich deshalb an des Ministers Töchterlein herangemacht. Warum seine Gunde sich nur gerade Den in den Kopf gesetzt hatte? Vielleicht nur deshalb weil er als Erster kam und sie noch zwei Schwestern und kein Vermögen besaß. Aus ähnlichem Grunde hatte er auch nachgegeben. Freilich: hübsch war der junge Mensch und hatte einen guten Namen. Aber Geld und Verstand fehlten. Darum mußte die Stellung Ersatz bieten. Seine elegante Erscheinung täuschte; zu seinem

Glück. Man hielt ihn für begabt und strebsam, weil er allgemein gefiel, namentlich den Frauen. So ein Salongewächs wie die Zierpflanzen, die man sich für Gesellschaften beim Gärtner ausleiht und an die Spiegelpfeiler stellt.

Excellenz Bienenstroh erinnerte sich dunkel, einmal von einem Schützling D'Esternes gehört zu haben, der in seinem Ministerium arbeitete. Er hatte sich damals gleich den Namen notirt. Das war die Brücke, die zum jungen Braunek hinüberführen sollte. Wie aber die Sache einleiten? Durfte er klar reden, Leistung und Gegenleistung offen besprechen? Oder nur durch geschickte Andeutungen einen Druck üben? Das war wohl das Klügere. Beide konnten einander verstehen und den Schein wahren, unbeeinflußt, aus eigener Initiative zu handeln.

Man sagte von D'Esterne, daß er im Verkehr sehr ungemüthlich werden könne und Alles durchschaue. Also: besonders vorsichtig sein. Um so mehr, als Bienenstroh seinen Kollegen mehr durch Anderer Reden als aus eigener Erfahrung kannte. In den Aemtern hießen D'Esterne und seine Söhne kurzweg „die Sterne“. Sie wußten darum und ließen sich den Spitznamen schmunzelnd gefallen. Sie wußten aber nicht, daß er seinen Ursprung wohl ihrem Namen, doch in Verbindung mit einer bekannten Verszeile verdankte: „Die Sterne, die begehrt man nicht.“ Bienenstroh mußte lachen, als er sich plötzlich dieses Witzes erinnerte. Obwohl er für seinen Weg keinen angenehmen Vorklang hatte. Das Zurechtlegen von Rede und Gegenrede war nutzlos gewesen. Es hatte ihn nur ärgerlich und ängstlich gemacht. Endlich verwarf er Alles und beschloß, sich ganz vom Zufall leiten zu lassen.

Im Vorzimmer D'Esternes traf er eine Dame. Jung und hübsch. Eine gute Vorbedeutung. Auch sonst, denn es war Fräulein Gerlach, auch ein Gunstkind D'Esternes. Ihre Anstellung war ganz überraschend und so eilig erfolgt, daß die Akten über den von ihr zu führenden Titel den Instanzenweg noch gar nicht beendet hatten, als sie einrückte. So trieb sie sich vorläufig als besoldete Unbetitelte in den Aemtern herum und machte Studien. Natürlich hatte auch für sie der Bureauwitz schon eine entsprechende Bezeichnung gefunden. Man nannte sie „die konzentrirte Opernsängerin“, weil ihr Jeder seine Stimme geben mußte, aus Rücksicht auf ihren Protektor.

Da Fräulein Gerlach sich in ihrer Position stark fühlt, zögerte sie bei der Begegnung eine Sekunde lang. Sollte sie jetzt Dame sein, die des Herrn Gruß abwartet, oder die kleine Beamtin, die zuerst zu grüßen hat? Der Minister wußte ihr Schwanken ganz gut zu deuten und es machte ihm Spaß. Forschend sah er sie an. Sie war wirklich sehr hübsch. „Also lassen wir sie meinetwegen Frau sein“, dachte er und grüßte. Worauf sie mit einem entzückten Lächeln und einem strahlenden „Guten Morgen, Excellenz“ an ihm vorüberhüpfte. Er sah ihr nach. Nein: lieber der schönen Schachfigur von Schwiegersohn vorwärtshelfen, als daß seine Gunde vielleicht selbst einmal so in den Aemtern herumwarten müßte wie die Gerlach.

Das „Herein“ klang sehr liebenswürdig. Excellenz D'Esterne schien gut gestimmt zu sein. Er kam dem Eintretenden entgegen. „Guten Morgen, lieber Kollega! Gestrige Versammlung gut bekommen?“

„Danke, vorzüglich! Und Sie können wieder auf Ihren Lorbern ruhen. Haben brillant geleitet. Geradezu brillant!“

Das Schmeicheln war doch zu widerwärtig. Ob ein vernünftiger Mensch damit wirklich zu fangen sein konnte? Es schien so. D'Esterne lächelte.

„Aber ich bitte Sie! Man thut, was man kann. War auf Alles gefaßt und darum nicht aus der Fassung zu bringen. Und wenn man Partner wie Sie hat ...“

Höfliche Verneigung auf der anderen Seite. In dem Ton ging das Gespräch noch eine Weile hin und her, ohne daß Bienenstroh seinem Ziel näher kommen konnte. Dabei hatte er die Empfindung, daß auch der Andere Etwas von ihm wünsche und nicht den Anfang machen wolle. Endlich sah er, daß D'Esterne einen verstohlenen Blick nach der Uhr warf. Da raffte er sich auf und sagte geradezu: „Erinnern Sie sich des jungen Braunek?“

„Ja, ich glaube, ich traf ihn irgendwo in Gesellschaft. Hübsche Erscheinung. Sollte eine reiche Heirath machen.“

Bienenstroh zuckte zusammen. „Warum?“

Der Andere bemerkte es und lächelte. „Ich meinte nur so. Das ist immer gut.“

„Was soll nur dieses Lächeln?“ dachte Bienenstroh geärgert. „Ich wollte Ihre Aufmerksamkeit auf den jungen Mann lenken, lieber D'Esterne“, fuhr er etwas unsicher fort. „Er ist jung, aus sehr guter Familie, strebsam und verdient, vorwärts zu kommen. Er hat auch nicht die Anmaßung einer eigenen Meinung, ist darum bildungfähig. Und, wie gesagt: alter Beamtenadel. Er wäre geradezu geschaffen dafür, unter Ihrer direkten Führung zu arbeiten.“

Sein Zuhörer schwieg. Wie unangenehm! „Sie werden mir zustimmen, lieber D'Esterne, wir müssen die Jugend nach unseren Wünschen heranziehen.“

„Gewiß.“

„Sehen Sie, ich habe da auch Einen, einen gewissen Bergmann, den ich aus diesem Grund vielleicht außer der Tour befördern werde.“

„Freut mich, daß Sie Den erwähnen“, sagte D'Esterne „Sie hätten wohl, daß ich mich für ihn interessire? Er ist von oben herab empfohlen. Die Mutter ... hohe Verbindungen ... Sie kennen Das, lieber Kollege. Kurz: mir liegt an seinem Vorrücken. Er hat also Aussichten?“

„Gewiß. Das heißt: ich will eben mein Möglichstes für ihn thun“, fügte er hastig hinzu. Als gar zu leicht durfte er die Sache doch nicht hinstellen. „Da der junge Mann von Ihnen empfohlen wird, ist er sicher eine schätzenswerthe Kraft.“

Wieder lächelte D'Esterne. „Was nun den jungen Braunek anbelangt ... Sie halten ihn für befähigt?“

Die Frage war unbehaglich. Bienenstroh fuhr sich über die Stirn. „Schon sein Name spricht für ihn“, sagte er ausweichend. „Alte Beamtenfamilie ...“ Zu dumm! Das hatte er jetzt schon zweimal betont. Doch was ließ sich sonst von dem Menschen sagen, ohne sich selbst bloszustellen? Und D'Esterne wollte ihm nicht zu Hilfe kommen. Das sah er. Von Neuem begann er: „Sehen Sie, lieber Kollege, gerade für einen noch unfertigen, noch bildsamen jungen Menschen hielte ich es für das größte Glück, Sie zum Führer zu haben. Und Braunek ist noch sehr jung. Wenn er unter so bewährter Leitung arbeitet, wird er gewiß niemals Etwas verderben. Sie können sicher sein, daß er nie selbständig vorgehen wird und keine eigenen Gedanken ... ich meine ...“

Da legte ihm der Andere plötzlich lachend die Hand auf die Schulter. „Aber liebe Excellenz, was quälen Sie sich so? Wir sind doch unter uns. Die Sache ist abgemacht. Meiner ist ja eben so dumm wie Ihrer.“

Wien. Helene Migerka.

❦

Neusprachlicher Unterricht.*)

Soll der neusprachliche Unterricht so ertheilt werden, daß er wirklich bildend wirkt, so entsteht alsbald die Frage: Haben wir auch die nöthigen Lehrer dazu, haben wir Männer, die in Sprache, Literatur und Geist eines fremden Volkes so tief eingedrungen sind, daß sie seine großen Autoren auch wahrhaft für ihre Schüler nutzbar machen können? Die Antwort kann nur lauten, daß unsere neusprachlichen Lehrer für ihre Aufgabe nur mangelhaft vorgebildet sind, weniger gut als die klassischen Philologen, die griechischen und lateinischen Unterricht ertheilen sollen. An dieser Erscheinung sind mehrere Ursachen schuld. Zunächst ist die Vorbildung der neusprachlichen Studenten ungleich und bei neun Zehnteln unter ihnen nicht so, daß man darauf weiterbauen kann, wie es doch bei dem Gymnasiasten, der das Studium der klassischen Philologie ergreift, der Fall ist. Wenigstens gilt Das vom Englischen, auf das ich mich im Folgenden allein beziehen werde; bei den Romanisten liegen die Verhältnisse besser. Mehr als die Hälfte unserer Studenten kommt von Oberrealschulen und Realgymnasien; und wenn sie auch im Englischen und Französischen gute Kenntnisse haben, so ist dafür ihre Kenntniß des klassischen Alterthumes oft ganz ungenügend. Ich habe schon erlebt, daß eine in einer Dichtung vorkommende Anspielung auf eine Gestalt der alten Mythologie oder Geschichte, die der Dichter bei seinem Publikum als ganz bekannt voraussetzen durfte, von drei Vierteln meiner Hörer bei einer Interpretation nicht erklärt werden konnte. Diesen Studenten können wir nur immer wieder den Rath geben: Laßt Euer Latein nicht eintrocknen, lest Ovid und die anderen alten Schriftsteller, besucht die lateinischen Fortbildungskurse! Der kleinere Theil unserer Hörer kommt von Gymnasien und ist natürlich in diesen Dingen wohl beschlagen. Dafür haben wir hier mit einer ungenügenden Kenntniß des Englischen, manchmal sogar mit völliger Unkenntniß zu rechnen. Meist vergeht das erste, manchmal auch das zweite und dritte Semester, bis wir solche Studenten so weit haben, daß sie mit Erfolg das wissenschaftliche Studium der englischen Sprache und Literatur aufnehmen können. Schon von Beginn an sind also unsere neusprachlichen Studenten, die erst auf der Universität eine hinlängliche Kenntniß des Alterthumes sich aneignen oder die Sprache, die sie studiren wollen, erlernen müssen, in einem beträchtlichen Nachtheil gegen die Studenten der klassischen Philologie, die sich sofort ganz ihrem Fachstudium widmen können.

Ein anderer Umstand, der einer Vertiefung der Studien des Neusprachlers im Wege steht und eine gewisse Minderwerthigkeit der Leistungen bedingt, ist der, daß auf der Universität der größere Theil seiner Zeit und Kraft durch die Beschäftigung mit den früheren Sprachstufen und der historischen Gram-

*) S. „Zukunft" vom vierten Januar 1908.

matik, also mit der sprachwissenschaftlichen Seite seines Faches in Anspruch genommen wird. Die Betrachtung des Werdens der Sprache, der Entwickelung der Laute, Formen, syntaktischen Fügungen und Wortbedeutungen, wie sie uns gerade das letzte Jahrhundert gelehrt hat, bietet eine Fülle der reizvollsten Aufgaben und hat auf das Weben und Wachsen der Sprache ein ganz neues Licht geworfen. Wir sind zu einem wissenschaftlichen Verständniß der Erscheinungen der lebenden Sprache ja erst dadurch gekommen, daß wir sie historisch erklären, aus früheren Sprachstufen verstehen gelernt haben. Für das Englische ist eine solche Betrachtung schon aus literarischen Rücksichten nicht zu umgehen. Der Schotte Burns, der in seiner Art unter den südenglischen Lyrikern nicht Seinesgleichen hat, und von anderen Autoren namentlich Kipling, der die Soldatensprache literaturfähig gemacht hat, zwingen uns, auf die Dialekte einzugehen, aus denen ihre Sprache ihre Elemente entnommen, zugleich aber auch auf die frühere Sprache, ohne die das Verhältniß der Dialekte zu der Schriftsprache nicht zu verstehen ist. Hinzu kommt, daß wir nur so in das scheinbar sinnlose Chaos der neuenglischen Orthographie Ordnung und Verstand bringen können. Dieses historische Studium der Sprache bildet nun aber für unsere jungen Anglisten eine Belastung, deren Druck nur selten voll gewürdigt wird und die mir erheblich größer scheint als bei dem jungen Romanisten, der doch überall an das Lateinische anknüpfen kann und meist eine bessere Kenntniß des Französischen mitbringt. Der junge Anglist muß nämlich zuerst das Altenglische oder Angelsächsische bewältigen, das dem Studenten sehr schwer fällt und in dem er es zu einem guten Verständniß nur bringt, wenn er daneben von germanischen Dialekten mindestens Gothisch getrieben hat; dann muß er zum Mittelenglischen übergehen, und wenn er es hierin zu einer genügenden Kenntniß gebracht hat, kann er schließlich das Neuenglische mit seinen Vorstufen in Zusammenhang bringen. Was bedeutet Das nun für den Jünger unserer Wissenschaft? Ich nehme den günstigsten Fall, den, daß Jemand gut vorbereitet und genau darüber belehrt ist, wie er seine Studien einrichten soll, und daß ferner die wichtigsten Kollegien gerade dann gelesen werden, wenn es für ihn am Besten paßt. Unser Student hat also im ersten Semester Phonetik und Gothisch gehabt, im zweiten altenglische Grammatik gehört und an den ergänzenden Uebungen theilgenommen, im dritten Semester sich im Altenglischen weiterbilden können und Mittelenglisch getrieben; im vierten Semester schließt sich dann die historische Grammatik des Englischen oder die neuenglische Grammatik auf historischer Grundlage an. Erst dann ist der Grund für ein wissenschaftliches Studium des Neuenglischen gelegt und er kann seine Kraft ganz diesem zuwenden. Man sieht also hier: selbst der fleißige, willige und in jeder Weise begünstigte Anglist muß mindestens vier Semester sich überwiegend mit dem Werden der Literatursprache beschäftigen, ehe er sich auf diese und die in ihr

abgefaßten Literaturwerke werfen kann. Wir nehmen nun wohl an, daß er daneben noch die Uebungen des Lektors besucht, literarhistorische Kollegien, wenn sich dazu Gelegenheit bot, gehört und sich namentlich durch Lecture weitergebildet hat: aber die Thatsache bleibt bestehen, daß die Beschäftigung mit den früheren Sprachstufen und der Entwickelung der jetzigen unseren Studenten in den ersten zwei Jahren beinahe vollständig in Anspruch nahm. Wie viel bleibt dann von seiner Zeit noch übrig für die neuenglische Sprache und Literatur, wenn er vielleicht gar, was in Preußen noch möglich ist, nach sechs Semestern sein Examen machen soll, in dem er doch auch noch Gewandtheit im schriftlichen und mündlichen Gebrauch der Sprache darthun soll?

Bisher haben wir nur von dem günstigsten Fall gesprochen, wo Jemand gut vorgebildet war und die Kollegien gerade so fielen, wie es für seine Bedürfnisse am Besten paßte. Das ist aber nur ein Ausnahmefall. Viel öfter kommt es vor, daß Jemand wegen ungenügender Vorbildung, oder weil die Kollegien ungünstig fielen, sein eigentliches Fachstudium erst nach einem Jahr oder nach zwei Jahren überhaupt beginnen konnte. Er hat es vielleicht so getroffen, daß der gefeierte Anglist, den zu hören er gekommen ist, in seinem ersten Semester „Erklärung des Beowulf", im zweiten „Erklärung der Canterbury Tales", im dritten „Englische Metrik" oder irgendwelche andere Kollegien liest, die sich mit lauter Problemen befassen, die ohne eine gewisse Kenntniß der älteren Sprache gar nicht zu verstehen sind. Dieser Fall kommt viel öfter vor, als meist angenommen wird, und hat manchmal die gute Wirkung, daß die anglistischen Professoren, die Dergleichen an sich selber erfahren haben oder gute Freunde in einer ähnlichen Lage sahen, sich der jungen, hilflos auf die Universität kommenden Füchse etwas eifriger annehmen. Man begreift die Niedergeschlagenheit unseres Studenten, dem bei seinem Kollegienbesuch oft zu Muth war, als ob er sich einer Geheimwissenschaft gegenübersähe, in die Niemand ihn einweihen wolle. Diese Niedergeschlagenheit steigert sich um so mehr und wird oft geradezu zur Verzweiflung, wenn der Student sein Fach aus Begeisterung für die englische Literatur, für Shakespeare, Scott und Carlyle erwählt hat und nun wahrnehmen muß, daß englische Philologie nur Sprachgeschichte und ältere Literatur bedeutet, die gerade für mehr künstlerisch oder philosophisch gerichtete Naturen wenig Anziehendes haben. Wie viel diese Naturen bei dem heutigen Betrieb der neueren Philologie entbehren, Das verbirgt sich ja, wie manche andere ihrer Schmerzen, meist in einer verschwiegenen Jünglingsbrust und stört die Ruhe des Fachprofessors nicht. Nachdenklich darf es ihn aber doch stimmen, wenn er sieht, wie gerade manche der begabtesten Studenten sich bald anderen Fächern, etwa Geschichte, Deutsch, Philosophie, Kunstgeschichte, zuwenden. Von dieser Fahnenflucht erfährt er vielleicht nur durch Zufall, wenn er etwa als Dekan im Doktorexamen die Studienzeugnisse des Kandidaten,

des Verfassers einer glänzend censirten kunstgeschichtlichen Arbeit, prüft und sieht, wie die Kollegien über Phonetik, Lautgeschichte, Interpretation eines älteren Textes (er athmet erleichtert auf: es war bei einem anderen Professor) vom dritten Semester ab ganz verschwinden und solchen über Philosophie, Archäologie und Kunstgeschichte Platz machen. Sollte es nicht Pflicht des neusprachlichen Professors sein, wenn er diese spröden Materien auch dem jungen Semester nicht erlassen kann noch mag, doch seine Begeisterung immer lebendig zu halten, indem er ihn wenigstens mitunter einen Blick in das Gelobte Land thun läßt, wo die Quellen der Dichtung fließen, wo Blumen blühen und Wälder vom Gesang der Vögel widerhallen?

Doch kehren wir wieder zu unserem Studenten zurück, der seinem Fach treu blieb, obwohl er auch sein drittes Semester zur Neige gehen sah, ohne daß er für seine wissenschaftliche Ausbildung oder sein Examen Etwas profitirt hatte. Nun aber führt ihm vielleicht das Glück einen älteren Kameraden zu, der sich seiner erbarmt und ihm einige Winke für die Einrichtung seiner Studien giebt. Es ist nichts Seltenes, daß Jemand erst im vierten oder fünften Semester Altenglisch beginnt und im siebenten oder achten, wo er sich fürs Staatsexamen meldet, gerade so weit ist, daß er die Entwickelung des Englischen einigermaßen versteht. Nun aber verlegt er sich vielleicht mit besonderem Eifer auf Alt- und Mittelenglisch, weil er weiß, daß sein Examinator die Kenntnisse hierin besonders werthet, ja, durch sie die Wissenschaftlichkeit des Kandidaten für verbügt ansieht, so daß Dieser hoffen darf, mit ihrer Hilfe durchs Examen zu kommen. Ich frage nun: Ist dieser Kandidat im Stande, den neusprachlichen Unterricht an der Schule wirklich bildend für seine Schüler zu gestalten, wie wir es doch von ihm verlangen müßten? Ich setze dabei voraus, daß er eine korrekte Aussprache besitzt und sich schriftlich und mündlich gewandt in der fremden Sprache ausdrückt. Ich muß die Frage unbedingt verneinen; und selbst von dem Ersten, der nach vier Semestern seine linguistische Vorbildung wenigstens im Groben vollendet hat, kann ich sie nicht bejahen.

Der Grund ist, daß in unserem akademischen Unterricht die ältere Sprache und Literatur ganz und gar im Vordergrund steht, von Einigen sogar ausschließlich behandelt wird, während die neuere Sprache und Literatur dem Lektor überlassen bleibt. Professor Brandl glaubt zwar, daß es hierin gegen früher besser geworden sei; doch wird er nicht bestreiten, daß reichlich zwei Drittel der Vorlesungen und Uebungen unserer neusprachlichen Universitätprofessoren der sprachwissenschaftlichen Seite ihres Faches oder älteren Perioden gewidmet sind. Ich glaube, es ist einer der günstigen Fälle, wenn ein Drittel der Zeit und Kraft des Universitätlehrers Dem zu Gut kommt, worin er eigentlich die Studenten auszubilden hat und worin sie später unterrichten sollen: der neueren Sprache und Literatur. Daß Manche diese ganz vernachlässigen,

erwähnte ich schon. Andere wieder beschränken sich auf eine historische Erklärung der neusprachlichen Laute und Formen, denen man in der Forschung wie im Lehrbetrieb doch eine zu große Vorliebe zuwendet. Die Feinheiten der Wortbedeutung, die Eigenart der syntaktischen Fügung und der Wandel, der sich hierin vollzogen, Dinge, in denen das innere Leben der Sprache sich mehr offenbart, treten dagegen zu weit zurück. Nun aber ist die neuenglische Syntax, die so komplizirt ist und jeden Tag neue und überraschende Bildungen schafft, eine der anziehendsten und gerade auch vom historischen Standpunkt aus interessantesten Erscheinungen, die es giebt. Ich glaube darum auch, daß die Beschäftigung mit ihr, zu der uns die Interpretation schwieriger neuenglischer Texte zwingt, zu dem Förderlichsten und Nützlichsten gehört, was es für unsere Studenten geben kann, und einen weiteren Reiz noch dadurch erhält, daß wir vielfach noch im Fluß befindliche Prozesse beobachten können. Für unsere Studenten hätte sie vor Allem auch noch den nicht hoch genug anzuschlagenden Vortheil, daß sie sie zu feiner Beobachtung der lebenden Sprache anleitet, dem Gegenstand, der sie im Unterricht später beschäftigen soll. Ich glaube darum, daß die neuere Sprache in unserem akademischen Unterricht viel mehr im Mittelpunkt stehen und daß die Thätigkeit des akademischen Lehrers immer von ihr ausgehen und immer wieder zu ihr zurückkehren müßte. Ich kann sogar aus meiner eigenen Erfahrung anführen, daß die Studenten bei keinen Uebungen mehr Eifer, Lust und Regsamkeit zeigen als bei solchen Interpretationen. Den Einwand, daß die neuenglischen Texte zu leicht seien, um vorgerückte Studenten noch zu fesseln, wird Niemand erheben, der einmal den Versuch mit einem schweren Autor, wie es, zum Beispiel, Shelley ist, gemacht hat.

Auch die neuere Literatur darf nicht dem Lektor ausschließlich überlassen bleiben. Was sollen unsere kärglich bezahlten Lektoren nicht Alles leisten! Sie sollen den Studenten eine gute Aussprache und Beherrschuug der Sprache in Wort und Schrift beibringen, wobei die Ungleichheit ihres Wissens und Könnens sie doch auf Schritt und Tritt behindert; sie sollen sie in die Kenntniß von Land und Leuten, ja, überhaupt in die Kenntniß der gesammten fremden Kultur einführen und schließlich auch noch dem Fachprofessor die Mühe abnehmen, sich mit den bedeutendsten Gegenständen seines Faches auseinanderzusetzen, wie es doch Shakespeare, Milton und die großen englischen Dichter seit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts für den Anglisten, die klassische französische Dichtung, Voltaire, Diderot und ein paar französische Autoren des neunzehnten Jahrhunderts für den Romanisten sind. Ist es nicht unnatürlich, wenn der Fachprofessor in Vorlesungen und Uebungen sich nie mit ihnen abgiebt und sie dadurch als nicht zu seinem Gebiet gehörig bezeichnet? Zwar wird man heute den Standpunkt kaum mehr finden, den ein in anderer Hinsicht hervorragender Anglist einnahm, als er erklärte, Shakespeare sei für ihn ein

Sprachdenkmal wie jedes andere, und deshalb Shakespeares Stücke zum Einüben und Wiederholen der historischen Grammatik benutzte. Eine gewisse Berücksichtigung läßt die Mehrzahl der Fachgenossen den großen Erscheinungen der neuenglischen Literatur schon zu Theil werden; auch in Vorlesungen. Das genügt aber nicht; man müßte suchen, sie in ihrer wahren Bedeutung, namentlich auch für unser eigenes Volksleben, zu würdigen. Ein feingebildeter Landsmann des Dichters wird in dem Gefühl für manche Schönheiten und Schwächen seiner Werke einem Ausländer immer überlegen sein; er ist aber auch oft befangen und der Ausländer ist, weil er dem Autor freier gegenübersteht und die fremden Erscheinungen an solchen der eigenen Literatur messen kann, oft in der Lage, deren allgemeinen Werth richtiger zu beurtheilen. Man darf wohl sagen, daß unsere deutsche Lyrik als Ganzes die Lyrik Englands und Frankreichs überragt und daß wir bei den großen englischen Lyrikern wie Wordsworth, Shelley und Anderen selten die hohe Kunstvollendung finden, die die lyrischen Meisterwerke unserer Größten, Goethes, Hölderlins, Mörikes, auszeichnet. In den englischen Literaturgeschichten betrachtet man solche Erscheinungen vom rein englischen Standpunkt und mißt ihnen gern eine absolute Bedeutung zu, die sie nur für die eigene Literatur haben. Das wird meist auch die Meinung des Lektors sein; und oft auch die der Deutschen, die den Engländern nachschwätzen. Der Vertreter der englischen Philologie, der in Deutschland wirkt, hat die Pflicht, zu sagen, daß und warum manche in England hochgepriesene lyrische Gedichte nur mit denen unserer Lyriker zweiten Ranges wetteifern können. Er wird also nachweisen, daß in manchen Gedichten Shelleys der lyrische Gefühlsausdruck durch das Hereinspielen des Verstandes und der Reflexion getrübt wird und daß sogar die berühmte „Ode an den Westwind" davon nicht frei ist. Ein anderes Beispiel. An Wordsworth wissen seine Landsleute zu rühmen, daß er die gährende, unzufriedene Stimmung, die jene Zeit beherrschte, durch die Rückkehr zur Natur und zur Einfachheit des Landlebens, die er nun in seinen Dichtungen verherrlicht, überwunden hat. Man spricht dann gern mit gewichtiger Miene von der „Lehre, die er uns ertheilt hat" (the lesson he has taught us). Daß Goethes Ueberwindung jener Zeitstimmung erheblich gründlicher und wirksamer und daß die von ihm uns verkündete Lehre tiefer und vor Allem auch auf Alle anwendbar ist, was von der von Wordsworth nicht gilt (wie überhaupt dessen sogenannte Philosophie recht flach, ja, beinahe kindlich ist): Das heben die Engländer nicht so hervor, wie wir es thun müssen; und hier ist einer der Fälle, wo der deutsche Vertreter des Englischen die englische Auffassung des eingeborenen Literaturhistorikers und Lektors ergänzen muß. In der Bewunderung der englischen Prosadichtung sind wir Alle einig und stellen sie mit Recht über unsere deutsche. Und doch muß ich gestehen, daß ich im Bereich Dessen, was ich aus der Gattung der

short story im Englischen kenne, nichts finde, was sich an zarter Poesie mit dem Besten von Storm, an Gewalt und erschütternder Kraft mit einigen von Anzengrubers Erzählungen messen könnte. Ich glaube, daß in einer solchen Würdigung der ausländischen Literatur und Kultur, in der Prüfung, wie weit sie unser eigenes Leben zu befruchten und zu bereichern vermag, eine der dringlichsten Aufgaben des neusprachlichen Unterrichtes an unseren Hochschulen liegt. Ob und wie weit sie dort bewältigt wird: diese Frage mag Jeder sich selbst beantworten. Meiner Ueberzeugung nach erfüllt der neusprachliche Unterricht seine Aufgabe nur dann ganz, wenn er die Studenten lehrt, in die Tiefen und die Feinheiten der fremden Sprache und Literatur einzudringen, wobei sie der fremden Kultur aber immer als Deutsche gegenüberstehen. Von diesen so vorgebildeten Leuten dürfen wir denn auch hoffen, daß sie einmal einen Unterricht ertheilen werden, wie wir ihn fordern müssen.

Noch sind wir von diesem Ziel auf den Universitäten weit entfernt. Mit aufrichtigem Neid bin wohl nicht nur ich, sondern sind wir Alle den Worten des Professors Wendland über die Ausbildung der klassischen Philologen gefolgt. Sie haben die viel besser vorgebildeten Schüler und können während der ganzen Studienzeit ihrer Hörer ihre Thätigkeit darauf konzentriren, ihnen eine möglichst gründliche Kenntniß des Alterthumes und aller seiner Lebensäußerungen zu übermitteln. Selbst die linguistischen Vorlesungen, die sprachgeschichtliche Betrachtung des Griechischen und Lateinischen weist der Philologe dem Sprachvergleicher zu; er beschränkt sich geflissentlich auf die Betrachtung der vorliegenden Sprache und Literatur. Da ist eine wirkliche Vertiefung der Studien, ein Einleben in das klassische Alterthum möglich. Das Vielerlei von Zielen und Aufgaben, von wissenschaftlichen und praktischen Rücksichten, das unseren neusprachlichen Universitätbetrieb beherrscht, verschuldet eine gewisse Oberflächlichkeit der Ausbildung und der Leistungen. Wie beschämend sind manche Erfahrungen, die wir im Staatsexamen machen! Nietzsche nennt einmal die Philologie „eine Goldschmiedekunst und Kennerschaft des Wortes, die lauter feine, vorsichtige Arbeit zu thun hat." Ich glaube, auch wir Neuphilologen müßten eine solche „Goldschmiedekunst und Kennerschaft des Wortes" anstreben, auf „lauter feine, vorsichtige Arbeit" dringen.

Falsch wäre es, nun das Verfahren der klassischen Philologie sklavisch nachzuahmen. Die ungeheure Arbeit der rekonstruirenden Phantasie, die deren Jünger zu leisten hat, um sich ein Bild von Griechenland und Rom im Geist aufzubauen, wird dem Neusprachler nur zum kleineren Theil zugemuthet. England ist ja nicht tot; es lebt und wirkt in unverminderter Kraft. Da ist es doch besser, man geht in das fremde Land, sieht das Thun und Treiben der Leute, das Walten der Institutionen an und sucht sich von Allem Rechenschaft zu geben. Wenn da Jemand Augen und Ohren aufthut und sich gewissenhaft zu unterrichten

bestrebt ist, so kann der Gewinn nicht ausbleiben. Ich habe noch nie einen Neuphilologen getroffen, der auch nur ein Vierteljahr in England gewesen war und der nicht von dem englischen Leben einen tiefen und nachhaltigen Eindruck, ja, ich glaube, sagen zu dürfen, eine lebendige, wenn auch vielleicht unvollständige Anschauung vom englischen Volk mit herübergebracht hätte. Wir dürfen auch nicht vergessen, daß die Zeitgeschichte uns immer wieder das eine und andere Ereigniß bringt, das uns gestattet, tief in der Seele des fremden Volkes zu lesen, wie etwa der Burenkrieg und Alles, was mit ihm zusammenhing. Wir sahen da zunächst manche weniger rühmliche Züge des englischen Volkscharakters; später aber, als die Niederlagen kamen, die durch die Schadenfreude und den Hohn der anderen Völker noch bitterer wurden, bewahrte das englische Volk eine so stolze und würdige Haltung, wie man sie von keinem der festländischen Völker in gleicher Lage erwarten dürfte. So haben wir vor den klassischen Philologen noch manche Vortheile voraus, die uns gestatten, dafür Anderes in unserem Unterricht stärker zu betonen als sie; etwa die geschichtliche Betrachtung der lebenden Sprache.

Wie es anders werden soll, ist heute schwer zu sagen. Der Einzelne ist nahezu machtlos. Er muß immer fürchten, daß eine Aenderung, die er unternehmen würde, auf Kosten seiner Zuhörer geschähe, die zum Theil anderswo das Staatsexamen machen wollen und es dann vielleicht büßen müßten, wenn sie ihre sprachliche Schulung hauptsächlich an neuenglischen, nicht an mittel- und altenglischen Texten empfangen hätten. Auch von der Ernennung zweiter Professuren verspreche ich mir nicht allzu viel: wenn eine deutsche Fakultät noch einen zweiten englischen Professor vorzuschlagen hätte, wäre Zehn gegen Eins zu wetten, daß dann der Anglist, der Germanist oder der Romanist oder alle Drei die Hinneigung zu der Sprachgeschichte oder zu den älteren Perioden als Beweis für die größere Wissenschaftlichkeit ansähen und danach einen Kandidaten wählten; dann würden zwei Professoren statt eines die Sprachgeschichte und die alte Zeit behandeln und könnten nun erst recht ins Einzelne gehen.

Wer den heutigen Zustand als der Verbesserung bedürftig anerkennt, muß dahin zu wirken suchen, daß der neusprachliche Professor sich mehr der neueren Sprache und Literatur zuwenden, statt eines Drittels oder Viertels seiner Zeit die Hälfte oder zwei Drittel ihr widmen kann. Wir müssen unseren Studenten möglichst früh Gelegenheit geben, in die Kenntniß der älteren Sprache eingeführt zu werden und die erforderlichen sprachgeschichtlichen Kollegien zu hören, weil ihnen sonst manche andere Kollegien und die häufigen Bezugnahmen auf ältere Literatur, Sprache und Metrik in der Hauptsache unverständlich sein würden, besonders aber, damit die späteren Semester, wo der Student schon eine größere Reife besitzt, in der Hauptsache der Vertiefung in die neuere Sprache und Literatur dienen können. Der Professor des Englischen

kann es aber ohne Vernachlässigung anderer Pflichten unmöglich leisten, jedes zweite Semester Angelsächsisch, Mittelenglisch und Phonetik zu lesen, wie es im Interesse der Studenten doch gewünscht werden müßte. Hier wäre auf alle Fälle eine zweite Kraft nöthig, möge es nun ein Privatdozent oder ein Assistent sein. Auch könnte bei dem Erlernen der älteren Sprache viel Zeit und Kraft gespart werden, wenn ein schulmäßiger Betrieb herrschte, wie er in Amerika zu bestehen scheint. Es ist nicht nöthig, ja, nicht einmal wünschenswerth, daß über Gegenstände Vorlesungen gehalten werden, die auf alle streitigen Fragen eingehen, wenn fünf Sechstel der Hörer nicht gründlich genug vorgebildet sind, um diese wirklich zu verstehen. Und doch sind diese Vorlesungen, weils an guten Lehrbüchern fehlt, bei uns die Regel. Solche Lehrbücher, die das für den mehr elementaren Zweck Nöthige vollständiger als etwa Sievers' „Abriß der angelsächsischen Grammatik" brächten, werden aber nicht geschrieben, weil die Meisten ihrer Wissenschaftlichkeit dadurch zu vergeben fürchten und sich lieber mit einem Heft behelfen, das sie natürlich zwingt, Manches an die Tafel zu schreiben, und die Studenten, es nachzuschreiben, wodurch kostbare Zeit verloren wird. Wenn es gute Lehrbücher gäbe, würde eine mehr schulmäßige Einführung in die älteren Sprachstufen das Selbe oder mehr mit einem geringeren Aufwand von Zeit und Mühe erreichen als unsere jetzt üblichen Einführungskollegien. Die Kraft, die dann frei würde, könnte zur Vertiefung des Unterrichtes in der lebenden Sprache und Literatur verwandt worden. Ich glaube, ohne Ueberhebung behaupten zu dürfen, daß ich in meiner Vorlesung über Shakespeare meinen Hörern Manches zu sagen habe, was sie weder in deutschen noch in englischen Büchern über den Dichter finden. Als ich neuerdinps wieder dazu kam, diese Vorlesung zu halten, waren volle acht Semester vergangen, seit ich sie zuletzt gehalten hatte. Solche Kollegien sollten von Denen, die Neigung und Fähigkeit dazu besitzen, alle vier oder fünf Semester gelesen werden; um so mehr, als einzelne Professoren sie ja überhaupt nicht lesen.

Ich kann leider also nicht finden, daß es bei uns sehr gut steht. Eher möchte man mit dem Dichter ausrufen: „Untröstlich wars noch allerwärts!" Das Allerwichtigste und Dringlichste aber scheint mir, daß die Universitäten den Bedürfnissen der Schule und des Lebens mehr Rechnung tragen. Schon einmal haben die Unviversitäten die Zeichen der Zeit nicht verstanden: als sie den Forderungen der Technik und der Industrie beharrlich ihr Ohr verschlossen, worauf die Regirungen zur Gründung der Technischen Hochschulen schritten. Heute verurtheilt man dieses Verhalten der Universitäten. Wird unser akademischer Unterricht in den neueren Sprachen heute vorliegenden und wirklich berechtigten Bedürfnissen nicht mehr angepaßt, so ist damit zu rechnen, daß die Regirungen die Vorbildung der Neuphilologen mehr als bisher den Handelshochschulen übertragen, die weniger der Gefahr ausgesetzt sind, über die Be-

schäftigung mit Problemen der reinen Wissenschaft die Fühlung mit dem Leben zu verlieren. Das schiene mir aber besonders im Interesse der Neuphilologen, ihrer allgemeinen und fachwissenschaftlichen Bildung, zu beklagen. Nur ein Mittel giebt es aber dagegen: die stärkere Hinwendung des akademischen Unterrichtes zu der modernen Sprache und Literatur. Zwar kann ich das Heil nicht darin erblicken, daß wir auf Sprachfertigkeit und die Kenntniß von Land und Volk, wie sie vielfach verstanden wird, das Hauptgewicht legen. Diese Dinge sollen nicht vernachlässigt werden, aber sie sollen auch nicht das Ziel sein. Das Ziel kann auch nicht die bloße sprachwissenschaftliche Ausbildung sein, wie sie heute die meisten neuphilologischen Professuren als Hauptaufgabe ihres Unterrichtes erstreben. Vielmehr muß unser Ziel sein, ernste, wissenschaftlich gerichtete Männer zu erziehen, die tief in den Geist der Sprache und Literatur des fremden Volkes eingedrungen sind und gerade deshalb auch die Augen offen haben für alle Lebensäußerungen dieses Volkes. Solche Männer werden dann berufen sein, den neusprachlichen Unterricht, wie wir ihn fordern, zu ertheilen, vielleicht sogar, wenn sie England kennen und sich mit englischem Geist gesättigt haben, den Unterricht an unseren deutschen Schulen im Sinn des englischen zu beeinflussen mit seinem Hinarbeiten auf männliche Tugenden schon im Knaben, auf Wahrhaftigkeit, Muth und Tapferkeit. Von ihnen dürfen wir einen neusprachlichen Unterricht erwarten, der nicht nur Fertigkeit und Kenntnisse, sondern wahrhafte Bildung vermitteln wird.

Freiburg i. B. Professor Dr. **Wilhelm Wetz.**



Civilprozeßschmerz.

Als in den siebenziger Jahren für das gesammte Reich einheitliche Prozeßordnungen geschaffen wurden, war das Endresultat der Jahre langen Erwägungen und Berathungen vielfach ein Kompromiß der politischen Mehrheitparteien. Gewisse Grundsätze aber blieben selbst hier klar durchgeführt: mündliches Verfahren, Betrieb der Civilstreitigkeiten durch den Parteiwillen, Prüfung auch der kleinsten Sache durch zwei Instanzen. Diese drei Grundsätze dienen dem Interesse des wirthschaftlich Schwächeren. Er kann dem Richter mündlich seine Schmerzen besser vortragen als schriftlich. Allerdings muß der Richter Verständniß, Zeit und guten Willen haben und die Fragepflicht gewissenhaft erfüllen. In unserer Wirklichkeit aber pflegt bei einer einigermaßen verwickelten Sache der Richter die Parteien zu ersuchen, sich schriftlich zu äußern. Denn der Prozeßrichter, der mindestens zwanzig, in der Großstadt auch wohl sechzig und mehr Prozesse an einem Sitzungtag zu erledigen hat, kann sie gar nicht im Sinn der Civilprozeßordnung behandeln. Auch gegen den Parteibetrieb ist viel zu erinnern gewesen. Der unerfahrene Kläger weiß nicht, daß er selbst den Gerichtsvollzieher ersuchen muß, Zustellungen vor-

zunehmen; er vergißt, seine Urkunden mit aufs Gericht zu bringen, und wundert sich, wenn es nicht von selbst weiter geht.

Wenn nun gar ein Bagatellprozeß über achtzig Mark durch zwei Instanzen ging und am Schluß, nach zwei Jahren vielleicht, der unterliegende Theil an Gebühren und Auslagen der Rechtsanwälte mehr als achtzig, an Gerichtskosten vielleicht hundert Mark zu zahlen hatte, so erhob er ein furchtbares Geschrei. Nebenbei: die Arbeitstunde des einzelnen Anwaltes bezahlt sich hier vielleicht mit fünfundzwanzig Pfennigen.

Ein großer Sturmlauf gegen die gesammte Civilprozeßordnung begann. Oberbürgermeister Adickes trat mit seinen Vorschlägen ans Licht. Er sieht den englischen Richter: hunderttausend Mark Gehalt und König in seinem Reich. Daß die englischen Gebräuche dem deutschem Gefühl fremd sind, sieht er nicht. Wir haben (und wollen haben) feste Gesetze; der Engländer will einen weiten Rahmen, in dem der Richter nach der aequitas des römischen Kollegen bestimmen kann, was er für angemessen hält. Was wir über die „Theilnahme der Laien" an der englischen Rechtspflege hören, ist oft recht thöricht. Kein Engländer kann sich vorstellen, daß Gevatter Schneider oder Handschuhmacher über Recht und Unrecht oder über die Auslegung von Gesetzen mitspreche. Der Geschworene, auch im Civilprozeß, stellt nur Thatsachen fest; die Schlüsse daraus zieht der Richter. Und die englische Jury ist an die Vorschriften des Richters nicht nur formell gebunden, sondern sie hat aus Jahrhunderte langer Erziehung das Verantwortlichkeitgefühl, ihnen folgen zu müssen. Dem deutschen Laienrichter macht es vielfach Spaß, dem Richter, zumal dem Schwurgerichtsvorsitzenden, entgegenzuarbeiten, weil er der Herr im Haus ist. Wenn wir also bessern wollen: nicht nach englischer, sondern nach unserer Art. Die Vorschläge des Entwurfes sind aber unannehmbar.

Preußen hatte früher den Bagatellprozeß. Streitigkeiten bis zu fünfzig Thalern bedurften nicht so großer Umstände oder Kosten wie größere Prozesse. Der Bagatellrichter lebte in enger Fühlung mit der Bevölkerung und war mehr Schiedsmann als Richter. Heute hat der Richter jede Fühlung mit „seiner" Gerichtsbevölkerung verloren. Die Richter, die länger als wenige Jahre nothdürftig beim „kleinen" Amtsgericht aushalten, kann man mit der Laterne suchen. Und dann thun sie es gezwungen, also ungern. Der Geldwerth ist gesunken. Was dem Preußischen Landrecht fünfzig Thaler waren, galt schon 1879 mindestens dreihundert Mark und ohne großen Verderb konnte man in den Bagatellprozeß die Sachen bis zu dieser Grenze reihen. Aber jetzt will der Entwurf rein mechanisch alle Prozesse bis zu achthundert Mark dem Amtsrichter (meistens Assessor) zuordnen. Dagegen muß im allgemeinen Interesse Einspruch erhoben werden. Was schon dem älteren Richter höherer Rangklasse schwer wird, die klare Erkenntniß der Wirthschaftverhältnisse, ist von dem jungen, nur juristisch vorgebildeten, dem Leben fremden Assessor oder Amtsrichter kaum zu fordern. Und auch Beträge von fünfhundert Mark sind für viele Bürger unseres Reiches heute noch große Summen.

Will man die Prozeßnormen ändern, so mag man es ganz thun. Soll der junge Assessor als Richter Erster Instanz entscheiden, so darf man ihm nicht nur die Interessen der kleinen und mittleren Leute anvertrauen und die der reichen entziehen. Sonst wird das Gesetz mit Recht plutokratisch genannt. Auch die Berufung darf nicht dem Einen gewährt, dem Anderen geweigert werden. Der Entwurf wünscht,

daß kein Streit, bei dem sichs nicht mindestens um fünfzig Mark handelt, an das Landgericht kommen soll. Warum verfügt man nicht lieber gleich, daß so kleine Beträge überhaupt nicht klagbar sind? Die Hälfte aller Civilprozesse fiele dann fort. Das geht nicht. Also müßte auch das Berufungrecht gleich sein. Sind für den Hibernia-Streit drei Instanzen mit fünfzehn erfahrenen Richtern und sechs Rechtsanwälten nöthig, so kann man den kleinen Mann mit seinen Interessen nicht von einem Assessor abhängig machen. Behält die Civilprozeßordnung die Berufung, dann muß sie Jedem gestattet sein. Der Hinweis auf die Gewerbe- und Kaufmannsgerichte bedeutet hier nicht viel. Diese Gerichte sollen Einigungen erzwingen und in ihnen sitzen Männer, die das Leben und die Wirthschaftgebräuche gründlich kennen. Das kann man nur selten vom Bagatellrichter sagen. Ich bin ein Gegner der Laienrichter; soll aber ein junger Mann den Durchschnittsstreit entscheiden, dann wäre Laienhilfe ihm nur nützlich.

Der Parteibetrieb hat nur da einen Sinn, wo die Partei ihn ausdrücklich beantragt. Im Uebrigen gebe man Zustellung, Ladung, Zwangsvollstreckung dem vom Staat dafür angestellten oder anzustellenden Beamten, dem Gerichtsschreiber. Dadurch wird auch der Prozeß billiger; denn die Kosten des Gerichtsvollziehers (außer der Exekution) sind sehr hoch. Man verlange nicht mehr, daß alle möglichen Urkunden zweimal, für das Gericht und für den Gegner, abgeschrieben werden, wenn der Gegner sie selbst besitzt. Man beschleunige das Verfahren. Der preußische Justizminister Beseler weiß, daß es ohne Gesetz geht. Er war Präsident des größten deutschen Amtsgerichtes (Berlin I) und seine Verordnung: „Kein Termin länger als zwei Wochen!“ hat schnell gewirkt.

Mit manchen Nebenvorschlägen kann man einverstanden sein. Ob der Gerichtsschreiber oder der Richter die Kosten festsetzt, ist um so gleichgiltiger, als es eine Formelarbeit ist, die in den meisten Fällen nicht ernst genommen wird. Der Richter, der nachzählte, ob achtzehn oder neunzehn Seiten abzuschreiben waren, hat immer zu den Ausnahmen gehört. Der Gerichtsschreiber wird nicht viel mehr Zeit darauf verwenden. Ob der Rechtsanwalt besser oder schlechter fährt, wenn ihm Pauschalsätze statt der wirklichen Beträge zugebilligt werden, läßt sich nicht entscheiden. Aber für das Volk ist es auch gleichgiltig; und die vielleicht allzu vielen Anwälte, die von den Schreibgebühren „leben“, verdienen keine Beachtung. Ob eine Prozeßvorschrift der Anwaltschaft förderlich oder schädlich ist, kommt nicht in Betracht, wenn sie dem Volk nützt. Aber die Anwaltschaft ist unentbehrlich und deshalb muß der Staat sie lebensfähig erhalten. Die neuen Vorschläge nehmen ihr diese Lebensfähigkeit. Ich stehe seit achtzehn Jahren im praktischen Leben meines Berufes und kann mit gutem Gewissen sagen, daß dieser Entwurf uns nicht gerecht wird. Der Deutsche Anwaltstag hat es ja laut genug gesagt. In einem Halbjahrhundert sind die Gebühren der preußischen Rechtsanwälte nur unwesentlich erhöht worden; nicht annähernd so, wie die Wandlung aller wirthschaftlichen Verhältnisse es gefordert hätte. Will man einen Anwaltstand ohne großes Proletariat, dann muß man ihm die Möglichkeit geben, sich redlich zu nähren. Die jetzt so unklug geplante Aenderung des Civilprozesses müßte dem Anwalt eben solches Unheil bringen wie der Masse des Volkes.

Rechtsanwalt Georg Morris.

Schmidt-Roeren.

Im Jahr 1903 wurde durch das Gouvernement Togo sieben Verwaltungbeamten der Kolonie ein Erlaß des Auswärtigen Amtes übermittelt, der mit den Sätzen anhub: „Im Interesse des Friedens wünscht die katholische Mission Ihre Entfernung. Seine Durchlaucht der Herr Reichstagsabgeordnete Prinz Arenberg hat diesen Wunsch dem Auswärtigen Amt übermittelt." Unter den Sieben, denen dieser Erlaß bestimmt war, befand sich auch der Bezirksamtmann Schmidt. Der Dreiunddreißigjährige hatte eine für Kolonialbeamte im Reichsdienst ungewöhnliche Laufbahn hinter sich. Weder Jurist noch Offizier war er gewesen. Ein Landwirth, der sich auf der Hochschule neben volkswirthschaftlichen Kenntnissen die landwirthschaftliche Theorie und Technik mit heißem Bemühen angeeignet, dann in Deutschland sich in Betrieben aller Art umgethan und sein theoretisches Wissen so durch praktische Erfahrungen ergänzt hatte. Dann war er nach Indien gegangen, hatte hier in den mannichfachsten Betrieben, meist schon als selbständig Leitender, die Bedürfnisse und Fähigkeiten fruchtbaren Tropenbodens kennen gelernt. Mit diesem Rüstzeug solider Kenntnisse und Erfahrungen war er in den Reichskolonialdienst getreten. Auch die bitterste und gehässigste Feindschaft hat ihm nicht abstreiten können, daß er seinen Bezirk musterhaft verwaltete. Praktische Kulturen wurden eingeführt, der Wohlstand hob sich; Ordnung kehrte ein, ohne daß den Eingeborenen ein zu hartes Joch auferlegt wurde. Schmidt besaß die Kunst, sich das Vertrauen der ihm Unterstellten zu erwerben. Wurde ein Kind allzu hart von der Mutter gestriegelt, gelang es einem Schwarzen, einem der heimlich umherziehenden Sklavenhändler zu entwischen, sie flohen in des langen Bezirksamtmannes Haus; sie waren sicher, dort Schutz und freundliche Milde zu finden. Mit dem Urtheil der Eingeborenen traf das des Europäers zusammen. Schmidt gründete die togoer Baumwollschule, die zu pflegen und weiter auszugestalten das Kolonialwirthschaftliche Komitee zu seinen Ehrentiteln rechnet. Also ein Mann, wie ihn jeder Kolonialfreund nicht besser sich wünschen kann. Ein Mann zumal, der einer ständig über den Assessorismus und Militarismus in Deutsch-Uebersee wetternden Partei doppelt genehm sein mußte.

Er war es nicht. Weshalb? Er wußte sich mit der Mission nicht zu stellen. Anfangs ging freilich Alles glatt. Pater Müller, der später Schmidts Todfeind wurde, weilte nach eigenem Geständniß mehr als dreißigmal im gastlichen Haus des Bezirksamtmannes und ließ es sich dort wohl sein, zumal wenn es einmal hoch herging und der Sekt zu den Tänzen der Negerinnen perlte. Er will stets sittliche Entrüstung gespürt haben. Schwer glaublich. Er hat sie dem Wirth gegenüber nie geäußert und ein Anlaß, sie in des Busens geheimsten Schrein zu verschließen, bestand nicht, da ein Wort genügt hätte, dem Pater das Peinliche mit solcher Gesinnung abgestatteter Besuche für die Zukunft zu ersparen. Daß Schmidt nicht wie ein in libyscher Wüste hockender Säulenheiliger lebte, konnte bei der Atmosphäre, die über dem Missionarleben in Togo schwebte, auch keinen Anstoß gewähren. Sie waren ja selbst so wenig Asketen, diese Patres und Dienenden Brüder,

deren Einer Planke um Planke von dem neuen Schulgebäude wegtrug, um sich mit je einem Holzbalken je eine süße Nacht bei einer der gefälligen schwarzen Damen zu erkaufen. Wo solche an den Boccaccio erinnernden Geschichtlein passiren, da weht kein asketischer Hauch. Mindestens unbewußte Umfärbung des Erinnerungbildes ist es also, was den Pater Müller von sittlicher Entrüstung jetzt sprechen läßt.

Die Ursachen für die grimme Feindschaft, die zwischen der Mission und dem Bezirksamtmann bald ausbrach, waren ganz andere. Die koloniale Nebenregirung des Centrums, von der Dernburg im Reichstag sprach, hat sich nirgends so drückend fühlbar gemacht wie in Togo. Hier besonders drückend, weil deren lokale Träger, die katholischen Missionare, auf sehr niedrigem Niveau standen. Sieht man sich nach Leistungen um, wie sie die Pères blancs in Ostafrika aufzuweisen hatten, so forscht man vergebens. Nachdem Schmidt, dem auch heute, nach allen Erfahrungen noch, Wesensbedürfniß ist, von jedem Menschen das Beste anzunehmen, erst einmal über die Art seiner geistlichen Freunde klar geworden war und gesehen hatte, daß sie, die bescheidene Diener Christi sein sollten, auf dem Umweg über das Centrum und die Regirung schließlich die Ausschlaggebenden waren, da mußte er, seiner ganzen Art nach, in erbitterte Fehde mit ihnen hineingerathen. Ein Mann des Lebens und des Lebenlassens freilich, aber ein Mann mit dem starren Geradsinn des Niederdeutschen, war er ganz unfähig, Kompromisse zu schließen und sich klüglich in die nun einmal gegebenen Verhältnisse zu schicken. Vielleicht wußte er anfangs auch nicht, wie weit die Macht seiner Gegner reichte. Wie verfilzt mit einander Missionarwünsche, Centrumsgunst und amtliche Kolonialpolitik waren. Er mußte es bald genug erkennen; und als ihm diese Erkenntniß kam, hat er starr an dem Kampf festgehalten. Keine der goldenen Rückzugsbrücken, die ihm gebaut wurden, hat er beschritten. Er ist schließlich, nach langem Kampfe, aus Amt und gesicherter Zukunft geschieden, weil ihm die Möglichkeit des weiteren Kampfes gegen niedrige Verleumdungen aus politischen Gründen versagt werden sollte. Ein sehr wenig weltkluger Idealismus, dessen nur eine spärliche Zahl fähig wäre.

Im Jahre 1902 kam der Gegensatz, bisher latent, zu offenem Ausbruck. Seit diesem Jahre hat Schmidt den Kampf gegen einen zähen und verschmitzten Gegner geführt, der jede Lüge hinausgeworfener Diener, jedes noch so lächerliche Gerücht, wie es die schwarzen Gehirne ausbrüten, als „Material" gegen ihn aufgriff. Gegen all diese gehässigen, zum Theil grotesken Märlein mußte Schmidt sich wehren, Beweis erheben, Zeugen aufbieten. Fünf Jahre lang sich mit dem läppischen Zeug herumschlagen, dem Jeder, der einmal die Nase nach Afrika hineingesteckt hat, ansehen konnte, daß es weiter nichts als Negerklatsch, wenn nichts Schlimmeres war. Sein früherer Koch Boko, notorisch einer der größten Schwindler Togos, wurde als Zeuge gegen ihn mit einem Ernst verwendet, den kein kriminalistisch Gebildeter dem zuverlässigsten, urtheilsfähigsten Weißen in zweifelhafter Sache beimessen würde. Boko und mehrere unter der ständigen Einwirkung der Mission stehende Schwarze: Das waren die Stützen für all die Verleumdungen, gegen die Schmidt den fünf Jahre langen Kampf führte. Prozeß auf Prozeß wurde in Togo ausgefochten, bei denen Schmidt überall siegte, trotzdem er keinen Rückhalt bei der vorgesetzten Behörde fand. Schlimmer: trotzdem diese Behörde ihn auf alle Weise hinderte, da ein Kampf gegen die vom Centrum geschützte Mission inopportun schien. Gouverneur Horn erklärte (er hat den Wortlaut in einer formlosen Zeitungnotiz bestritten,

den Sinn aber im Wesentlichen zugeben müssen), es komme hier nicht auf Recht und Unrecht, sondern auf die politische Opportunität an. Und Herr Stuebel hat vorgezogen, all das Unrühmliche, was er damals dem seiner Botmäßigkeit und damit seinem Schutz unterstellten Beamten geschehen ließ, gründlichst aus seinem Gedächtniß zu tilgen. So gründlich, daß er sich an die markantesten Zwischenfälle als Zeuge in Köln nicht mehr erinnerte. Ein Beispiel für viele: In Stuebels Auftrag lud Herr von König den auf Heimathurlaub befindlichen Bezirksamtmann zu einem Versöhnungpalaver mit dem Prinzen Arenberg ins Abgeordnetenhaus. Schmidt wollte damals schon aus dem Kolonialdienst scheiden, um den Kampf gegen seine Verleumder, von Vorgesetzten ungehindert, führen zu können. Prinz Arenberg, der genau wußte, daß die togoer Missionwäsche einige übel duftende Flecke aufwies, suchte die Ausführung dieses Planes zu verhindern. Und er bot dem Gegner für das Versprechen, einstweilen im Kolonialdienst zu bleiben und die Vergangenheit vergangen sein zu lassen, die Zustimmung der Centrumspartei für die Togobahn. Schmidt that auch hier das Patriotische: Er, der für all diese Ehrenkränkungen ein überfeines Empfinden besaß, verzichtete darauf, sich volle Rehabilitation zu erstreiten, um der Kolonie die Bahn zu sichern. Vielleicht hätte das Centrum auch so bewilligt; vielleicht hat sich Schmidt damals über den Löffel barbiren lassen. Einerlei: daß er handelte, wie er that, genügte, den Mann unter die Zahl der Anständigsten einzureihen. Die Bahn wurde bewilligt und Schmidt schwieg. Aber seine frommen togoer Feinde schwiegen nicht. Sie verstanden die kluge Politik ihres mächtigen Beschützers nicht und zwangen Schmidt die aus Patriotismus weggelegten Waffen wieder in die Hand. Der Fall liegt absonderlich genug, sollte man meinen: der Kolonialdirektor läßt durch einen Beamten der Centralbehörde einen im Außendienst stehenden Beamten zum Friedensschluß mit dem kolonialen Führer der Centrumspartei ins Parlament laden und dieser Führer bietet dem schwer in seiner Ehre Gekränkten die Zustimmung seiner Partei zu einer für die Kolonie Togo nothwendigen Bahn für den Verzicht auf die Satisfaktion. Dieser Friedensschluß kommt zu Stande. Man sollte meinen, diese seltsame Episode müßte Herrn Stuebel im Gedächtniß haften. Aber siehe da: als Zeuge vor dem kölner Schöffengericht „erinnert er sich nicht". Ein Fall von Amnesie, der den Psychiatern ganz neue Perspektiven zu erschließen scheint.

Herr Horn und Herr Stuebel (und später der gute Erni) waren die Vorgesetzten, an denen Schmidt Rückhalt finden sollte und an denen seine Gegner Rückhalt fanden. Seine gottesfürchtigen Gegner zu zeichnen, ist nicht nöthig. Sie sind durch ihre Kampfesweise gezeichnet. Der wackere Pater Müller, der, sittliche Entrüstung im Herzen und das erhobene Sektglas in der Hand, sich im Kreis der schwarzen Diener und Dienerinnen Schmidts photographiren ließ; der Dienende Bruder, der sich mit den gestohlenen Schulhausplanken unterm Arm zu heißen Nächten schlich: auch die Centrumspresse dürfte solche Leute nicht vertheidigen. Nicht die Wahrheit, sondern das Parteiinteresse wird hier verfochten.

Auf die einzelnen Vorwürfe, die Herrn Schmidt gemacht wurden, näher einzugehen, lohnt nicht der Mühe. Von welcher Qualität die Zeugen waren, ist schon gesagt. Von welcher Absurdität die Beschuldigungen, davon zwei Beispiele: Sisagbe, die zu Schmidts Zeiten Frauenkönigin wurde, sollte von ihm zu dieser hohen Würde befördert worden sein, weil sie seine Konkubine war. In Wirklich-

keit war Sisagbe zur fraglichen Zeit eine vierzigjährige Negerhexe, mit der der ausgehungertste Matrose bei Ermangelung jedes anderen weiblichen Wesens sich kaum zum Getändel entschlossen hätte. Und dem weißen Bezirksamtmann die schönste Jungfrau ins Haus zu liefern, wäre jedem Dorf hohe Ehre gewesen. Die Beschuldigung würde, ins Europäische übersetzt, lauten, daß ein Theaterdirektor, statt sich eine aus der Schaar munterer Choristinnen zu wählen, die sechzigjährige Souffleuse fürs Lager warb. Wenn Das dem schlechtest Beleumdeten nachgesagt würde, seine erbittertsten Feinde würde so absurde Beschuldigung verlachen. Aber freilich: wir sind in Afrika; der großen Masse sind die Verhältnisse dort ein verschlossenes Buch; und da die Vergleichsfähigkeit fehlt, kann man erfolgreich den unsinnigsten Tratsch mit Biedermiene als unanfechtbare Wahrheit erzählen. Nebenbei: Eine Frauenkönigin ist etwas Aehnliches wie ein Schiedsmann. Vor sie kommt das Weibergezänk, mit dem das Palaver nicht belästigt werden soll. Irgendeine alte Vettel, die die scharfe Zunge gefürchtet macht, wird von dem Dorf dazu ausgewählt. So auch hier. Frau Sisagbe wurde Schmidt von den Aeltesten präsentirt und von ihm bestätigt. Hübsch ist, daß gerade sie eine sehr verständige Frau sein soll, deren Ergebenheit und Energie von der Regirung besonders belobt wurde. Ein zweites Beispiel: der Fall Kukowina. Hier sollte (Niemand konnte Roerens Reichstagsrede anders verstehen) ein unglücklicher Schwarzer, weil er gewagt hatte, über den Grausamen gelinde Klage zu führen, von dem entmenschten Bezirksamtmann in den Kerker geworfen worden und dann an den Folgen solcher Behandlung gestorben sein. Und die Wahrheit? Held Kukowina hatte, wer weiß, welchen Einflüssen nachgebend, eine auf frecher Lüge fußende Beschwerde über Schmidt an den Gouverneur Horn gerichtet. Schmidt, vom Vorgesetzten benachrichtigt, rief die Aeltesten,zu denen Kukowina gehörte, zusammen. Diese erklärten ihn einstimmig für strafwürdig und Kukowina selbst dachte gar nicht daran, gegen den Spruch zu opponiren. Er gab zu, sich schuldig gemacht und Strafe verdient zu haben. Darauf wurde er „in den Kerker geworfen". Man hört förmlich die Schlangen im finsteren Verließ um moderndes Totengebein zischen. Ganz so schlimm wars aber nicht: er wurde bei Nacht in eine Hütte eingeschlossen und mußte bei Tag die Schafe hüten. Nach zwei Tagen wurde er freigelassen und mußte sich dann noch zwei Wochen lang täglich auf der Station melden, damit er nicht ins Englische hinüberwechselte. Einige Monate später ist er dann am Schwarzwasserfieber gestorben.

Die beiden Beispiele mögen genügen. Denn wer ernsthafte Beschuldigungen vorzubringen hat, diskreditirt seine Sache nicht dadurch, daß er haltloses Gewäsch unter die Anklagepunkte aufnimmt. Nur ein Punkt erfordert noch nähere Beleuchtung: Schmidt soll sich einen Harem gehalten haben. Durch den technischen Fehler einer berichtenden Korrespondenz ist in viele Zeitungen die Behauptung übergegangen, Schmidt habe die Frage danach in Köln bejaht. In Wirklichkeit hat er sie verneint. Leider haben nicht alle aus jener Korrespondenz schöpfenden Zeitungen von der späteren Berichtigung Notiz genommen. Zunächst einmal: Wenn sich Schmidt wirklich einen Harem gehalten hätte, wäre er deshalb die Ausgeburt, als die ihn hinzustellen Sozialdemokraten und Centrumsleute das Parteiinteresse gebietet? Nun, er könnte sich auf ganz achtbare Vorgänger berufen. Weder den makedonischen Alexander noch den staufischen zweiten Friedrich pflegt man den Bestien beizurechnen. Nun ist aber Schmidt niemals der Besitzer eines solchen, wie auch harmlose Gemüther

wissen, in Afrika nicht gerade ungewöhnlichen Hofstaates gewesen. Er hats mit allem Nachdruck erklärt; und nie ist der geringste Gegenbeweis geführt oder auch nur versucht worden. Da es in Togo noch keine Fürsorgeerziehunganstalten giebt, wurden von Schmidt Kinder, deren Eigenthumsrecht streitig war, den Sklavenhändlern abgejagte Beute, den Mißhandlungen der Mutter entlaufene Mädchen einstweilen unter sein Hauspersonal eingereiht. Keine Fürsorgeerziehunganstalten? Aber die Mission? Ihr gebot doch christliche Pflicht, sich der Waisen und Elenden, Heimathlosen anzunehmen? Sie gebot es. Aber die Missionare haben diesem Gebot leider nicht gehorcht. Schmidt hat die Missionare oft ersucht, ihm die Kinder abzunehmen. Vergebens. Die Patres wollten nicht. Entweder glaubten sie nicht an Schmidts Harem: dann haben sie das christliche Sittengesetz verletzt, indem sie bewußte Verleumdung verbreiteten; oder sie glaubten daran: dann haben sie das christliche Sittengesetz verletzt, indem sie sich weigerten, die Mädchen aus dem Sündenpfuhl der Fleischeslust in die reine Luft der Mission zu retten.

Das kölner Gericht hat nicht finden können, daß Herrn Schmidt der Beweis für die Behauptung gelungen sei, Herr Roeren habe seine Anschuldigungen im sicheren Schutze der Abgeordnetenimmunität „wider besseres Wissen" vorgebracht. Das Gericht hat aber aus freien Stücken erklärt, daß dieser Beweis allerdings sehr schwierig sei. Faßt man die Beweispflicht so auf (wie es offenbar das kölner Gericht gethan hat), daß die Beschuldigung zur absoluten Evidenz zu erhärten ist, dann ist der Beweis überhaupt nur zu führen, wenn der Beschuldigte unvorsichtig genug war, sein besseres Wissen erreichbaren Zeugen positiv zu bekunden. Daß ein alter Jurist solche Unvorsichtigkeit beginge, ist natürlich ausgeschlossen. Einem Solchen gegenüber wird also der Beweis nur bis zum Wahrscheinlichmachen der Anschuldigung zu führen sein. Wer der Ansicht ist, daß damit der Beweispflicht genügt sei, wird sich der Erkenntniß nicht entziehen können, daß Schmidt diesen Beweis erbracht hat. Was wurde erwiesen? Daß Herr Roeren nur die ungünstigsten Aussagen der (mehrfach umgefallenen) ungünstigen Zeugen zu Gehör brachte. Daß er die günstigeren Aussagen und die der Entlastungzeugen zum Theil gar nicht erwähnte, zum Theil ohne jede Erörterung des Für und Wider als falsch abthat. Daß er die für Schmidt günstigen Urtheile allgemein als wahnsinnig bezeichnete, ihre Gründe und ihre thatsächlichen Feststellungen aber verschwieg. Der so handelte, war nicht ein jugendlicher Fanatiker, dem der Eifer für die von ihm vertretene Sache die Fähigkeit ruhiger Abwägung raubte. Das war ein in der Justiz Ergrauter, den Jahre des Wirkens in der Oeffentlichkeit zur Vorsicht erzogen; der aus seiner Gerichtspraxis viel besser als der Laie weiß, daß aus den lückenhaft durch Berichte Dritter vermittelten Belastungaussagen einiger Zeugen sich niemals ein Bild des Sachverhaltes gewinnen läßt.

Auch die Anschuldigung, Herr Roeren habe sich Rechtsbeugungen zu Schulden nommen lassen, hat das Gericht nicht für geführt erachtet. Dieser Beweis ist auch wirklich nicht geführt, nicht einmal versucht worden. Denn Schmidts Vertheidiger glaubten, nach Dernburgs Rede gegen Roeren müsse man Schmidt auf jeden Fall den guten Glauben zuerkennen. Und mehr als der gute Glaube an die Rechtsbeugungen des Herrn Roeren war ja nicht nachzuweisen. Das Gericht hat einen anderen Standpunkt eingenommen. In der Berufungverhandlung wird noch Zeit sein, das Versäumte nachzuholen. Einstweilen ist nicht das mindeste ernsthafte Moment

zu Tage gefördert wurde, das den gegen Herrn Roeren erhobenen Vorwurf der Rechtsbeugung entkräften könnte. Denn daß das schlechte Gedächtniß Stuebels als solches anzusehen sei, wird Niemand ernstlich behaupten.

Damit wäre die Bilanz des Prozesses für den Kläger gezogen. Für den Angeklagten bleiben einige Striche nachzuzeichnen. Von allen Vorwürfen, die ihm gemacht wurden, hat nur der eine getroffen: daß er in den fünf Jahren seiner togoer Amtsführung mit einigen schwarzen Mädchen verkehrt hat. Dieser Nachweis hat genügt, die angenehm pharisäische Phrase in großen Theilen der Presse erblühen zu lassen: „Wir wollen durchaus nicht Alles billigen, was Schmidt gethan hat.“ Der schöne Fall Adjaro, in dem Schmidt ein minderjähriges Mädchen mit Peitschenhieben in sein Bett gezwungen haben sollte, ist als Lügengewebe erwiesen worden. Der Harem war Erfindung. Trotzdem: man ist es sich als einem Familienblatt schuldig, den außerehelichen Geschlechtsverkehr, mit dem nie ein Journalist den reinen Leib beschmutzte, als etwas Unsittliches zu brandmarken. Es ermüdet, oft Gesagtes wieder und wieder vorzubringen. Was hier zu sagen wäre, ist von Harden schon oft, zuletzt im Fall Puttkamer, erschöpfend dargelegt worden. Immer die alte Geschichte: Leute, deren überaus fein empfindendes Sittlichkeitsgefühl sich dagegen sträubt, daß unsere Beamten in den Kolonien als Junggesellen leben, müssen entweder Kastraten hinausschicken oder dafür sorgen, daß Verhältnisse geschaffen werden, in die ein Gewissenhafter seine Frau führen kann. Einstweilen wäre es Mord, eine Weiße im togoer oder kameruner Hinterland den Gefahren einer Schwangerschaft, einer Geburt auszusetzen. Freilich: Herr Omnes, der nach den schalen Freuden einer bezahlten Nacht in Berlin oder Köln nach der Morgenzeitung greift, will nichts davon lesen, daß Andere Etwas gethan haben, dessen er sich augenblicklich nur mit Reue über sein schönes Geld erinnert.

Zu unserem Heil ist aber nicht Herr Omnes Kolonialsekretär, sondern Herr Dernburg. Zu ihm kann man wohl das Vertrauen haben, daß er aus dem kölner Prozeß die einzig des Reiches würdige Konsequenz zieht; nämlich die, Herrn Schmidt wieder einen Posten in der Kolonialverwaltung anzubieten. Um seine Ehre gegen Verleumdungen schützen zu können, ist Schmidt aus dem Dienst geschieden. Opportunitätrücksichten, so hieß es, erlaubten nicht, daß er als Kolonialbeamter den Kampf gegen die Centrumstutel weiter führe. Diese Rücksichten gelten nicht mehr. Kein Centrumsgroll kann noch erreichen, daß den Kolonien das Nothwendige versagt werde. Auch der Kleinmuth kann also keinen stichhaltigen Grund dagegen anführen, daß Herrn Schmidt, der aus dem Kampf um seine Ehre mit untadelig blankem Schild heimgekehrt ist, Das wiedergegeben werde, was aufzugeben er nie hätte gezwungen werden dürfen: seine Stellung, seine Thätigkeit. Wäre Schmidt nur ein untüchtiger Beamter: des Reiches Ehre würde heischen, daß er die Möglichkeit erhält, in den Kolonialdienst zurückzutreten. Nun ist er einer der Tüchtigsten. Auch das Interesse des Kolonialdienstes selbst heischt also seine Wiedereinstellung.

Johannes W. Harnisch.



Aus Baudelaires Tagebüchern.

Baudelaires Tagebücher. Deutsch von Erich Oesterheld. Verlag von Schuster und Löffler in Berlin.

Wenn man die Tagebücher Baudelaires durchblättert, die neben Augustins „Bekenntnissen“ und Benjamins Constants „Journal intime“ das bedeutsamste Dokument und die unvergänglichste Geschichte eines Herzens sind, hat man beim ersten Anblick den Eindruck einer unzusammenhängenden Folge von Gedanken und bedeutungslosen Worten, die eine misanthropische Laune oder eine literarische Grille aufs Papier geworfen zu haben scheint. Erst bei näherer Betrachtung baut sich aus diesen flüchtigen, abgerissenen Notizen, aus dem Chaos dunkler Ideen ein Kiosk seltsamer, verkünstelter Originalität auf, der in gewollter Unnatürlichkeit, aber unmittelbarer Natürlichkeit künstlerischer Besonderung, die Quintessenz seines geistigen Lebens, seiner religiösen, literarischen und politischen Ideen enthält. Wir finden in ihnen nicht mehr den in dunklen Leidenschaften entbrannten Dichter der „Fleurs du Mal“, wir sehen hier den einsam gewordenen Grübler, der seine Seele grausam sezirte, um das Böse vom Guten, das Erhabene vom Niedrigen zu trennen und durch geistige Folter, durch moralische Kasteiungen „der höhere Mensch“ zu werden, der mit der Masse nichts mehr gemein hat als den Namen Mensch. Die Welt hatte ihn mißverstanden, ihn als Perversen (seine Liebe zu Riesinnen und Zwerginnen) und Dekadenten verhöhnt. Hier ist er ihr Priester, der über ihre Laster und Schwächen die Peitsche schwingt. Hier kultivirt er den Theokraten („Groß unter den Menschen sind nur der Dichter, der Priester und der Soldat!“), den Aristokraten („Monarchie oder Republik, die auf der Demokratie basiren, sind gleich absurd und schwach.“) und Dandy (in seiner zärtlichen, unbewußten Anlehnung an die Prinzipien Brummels; Gautier nannte ihn den „dandy égaré dans la bohème.“ („Jeden Tag der größte Mensch sein wollen!“) Aber was er in den „Fusées“ und im „Mon coeur mis à nu“ (unter diesen Titeln gedachte er die Notizen später herauszugeben) als allgemeine Norm hinstellt, darf doch nur als subjektive Empfindung, als persönliches Kriterium beurtheilt und verstanden werden. Er ahnt einen nahenden Wahnsinn (er fühlte, „wie ihn ein Hauch vom Flügelschlag der Narrheit streifte“) und in seelischen Aengsten sind ihm die genialsten seiner seltsamen Gedanken gekommen, in Gefühlen, in der sensation multipliée, die Mensch und Welt in Verdüsterung oder Verzerrung sehen lassen. Seine Vorliebe für Paradoxe und Mystifikationen erzeugt die seltsamen Gedankenblüthen, die in der That wie eine „folie Baudelaire“ anmuthen, von der Sainte-Beuve sprach, deren Eigenart und Schönheit aber selbst die bewußte Absichtlichkeit (seine Zeit nannte sie „son maniérisme“) nichts schadet. Mit diesen Erwägungen müssen die Tagebücher Baudelaires genossen und verstanden werden. Ich gebe hier ein paar Proben.

Erich Oesterheld.

Einmal wurde in meiner Gegenwart die Frage aufgeworfen, worin das größte Lustgefühl der Liebe bestehe. Jemand erwiderte natürlich: Im Empfangen! Ein Anderer: In der Hingabe! Jener sagt: Lust des Hochmuthes! Dieser: Wollust der Demuth! Diese Zotenreißer sprachen alle wie die „Imitatio Jesu Christi“. Endlich versicherte ein unverschämter Utopist, daß die größte Lust der Liebe die

sei, Bürger für das Vaterland zu schaffen. Ich aber sage: Die einzige und höchste Wollust der Liebe liegt in der Gewißheit: Böses zu thun. Und Mann und Weib wissen von Geburt an, daß im Bösen alle Wollust liegt.

Wenn sich ein Mensch ins Bett legt, haben fast alle seine Freunde den geheimen Wunsch, ihn sterben zu sehen; die Einen, um festzustellen, daß er eine schwächere Gesundheit hatte als sie; die Anderen in der gleichmüthigen Hoffnung, eine Agonie zu studiren.

Nationen haben große Männer nur wider Willen; wie die Familien. Sie geben Alles daran, keine zu haben. Und so hat der große Mann zur Existenz eine größere Angriffskraft nöthig als die durch Millionen von Individuen entwickelte Angriffskraft.

Es giebt Augenblicke des Daseins, in denen Zeit und Raum tiefer sind und das Gefühl des Daseins unendlich gesteigert ist.

Das Spiel ist, selbst wenn es durch die Wissenschaft geleitet wird, eine aussetzende Kraft, die durch fortgesetzte Arbeit besiegt werden wird, so einträglich jenes und so gering diese auch sein mag.

Die protestantischen Länder besitzen nicht die beiden zum Glück eines wohlerzogenen Mannes unentbehrlichen Elemente: Galanterie und Ergebenheit.

Deutschland drückt die Träumerei durch die Linie aus, wie sie England durch die Perspektive ausdrückt.

Spanien bringt in die Religion die natürliche Wildheit der Liebe.

Weshalb die Demokraten die Katzen nicht lieben, ist leicht zu errathen. Die Katze ist schön, sie erweckt Gedanken des Ueberflusses, der Sauberkeit, der Wollust und ähnliche.

Was giebt es Absurderes als den Fortschritt, da der Mensch, wie es das tägliche Geschehen beweist, dem Menschen immer ähnlich und gleich bleibt, immer im Zustande der Wildheit verharrt! Was sind die Gefahren der Wälder und Prairien gegen die Zusammenstöße und täglichen Konflikte der Civilisation? Ob nun der Mensch Jemanden auf dem Boulevard zum Narren macht oder seine Beute in unbekannten Wäldern durchbohrt: ist er nicht immer der ewige Mensch, also das vollkommenste Raubthier?

Die menschliche Phantasie kann sich mühelos Republiken oder andere kommunale Staaten vorstellen, die einigen Ruhmes würdig sind, wenn sie von geweihten Männern, von sicheren Aristokraten geleitet werden. Aber nicht allein durch politische Institutionen offenbart sich der allgemeine Ruin oder der allgemeine Fortschritt (denn der Name bedeutet mir wenig); sondern durch die Erniedrigung des Herzens. Brauche ich erst zu sagen, daß das Wenige, das von der Politik bleiben mag, in den Umklammerungen allgemeiner Vertiertheit sich qualvoll herumschlagen wird und daß die Herrschenden, um sich zu behaupten und ein Phantom von Ordnung zu schaffen, gezwungen sein werden, zu Mitteln zu greifen, die unsere jetzige, schon allzu abgehärtete Menschlichkeit zum Schaudern zwingen müßten? Dann wird der Sohn die Familie fliehen, nicht mit achtzehn, sondern mit zwölf Jahren, durch gefräßige Frühreife emanzipirt; aber nicht, um heroische Abenteuer aufzusuchen, flieht er sie, nicht, um eine im Verließ schmachtende Schöne zu befreien, noch um eine Mansarde durch erhabene Gedanken unsterblich zu machen, sondern, um Handel zu treiben, sich zu bereichern und seinem niederträchtigen Vater als Gründer und

Aktionär einer Zeitung Konkurrenz zu machen, mit einer Zeitung, die die Intelligenz verbreiten soll und die Zeit von damals als eine den Aberglauben fördernde Epoche ansieht ... Gerechtigkeit (wenn in dieser gesegneten Zeit überhaupt noch eine Gerechtigkeit bestehen kann) wird die Bürger mundtot erklären, die nicht verstehen, ihr Glück zu machen. Deine Gattin, o Spießbürger, Deine keusche Ehehälfte, deren Legitimität für Dich Poesie bedeutet, wird, da sie von jetzt an der Gesetzlichkeit eine untadelhafte Infamie verschwistert, als wachsame und liebevolle Hüterin Deines Geldschrankes nicht mehr sein als das vollkommene Ideal einer ausgehaltenen Frau. Deine Tochter wird in kindlicher Mannbarkeit schon in der Wiege träumen, daß sie sich für eine Million verkauft, und Du selbst, Spießbürger, noch weniger Dichter, als Du es heute bist, findest darin nichts zum Widerspruch Reizendes. Du wirst nichts bedauern. Denn es giebt Dinge im Menschen, die im selben Verhältniß erstarken und gedeihen, wie andere verweichlichen und abnehmen; und dank dem Fortschritt jener Zeiten bleibt Dir von Deiner Innerlichkeit nichts als die Eingeweide. Diese Zeiten sind vielleicht recht nah; wer weiß, ob sie nicht schon da sind und ob die Dickfelligkeit unserer Natur nicht das einzige Hinderniß ist, das Milieu hochzuschätzen, in dem wir athmen?

Ich begreife, daß man einer Partei abtrünnig wird, um festzustellen, was man im Dienst einer anderen erfahren wird. Es ist vielleicht süß, abwechselnd Opfer und Henker zu sein.

1848 war nur deshalb belustigend, weil damals Jeder in Utopien, wie in Luftschlössern, lebte. 1848 war reizend eigentlich nur durch das Uebermaß an Lächerlichkeit.

Ich habe keine Ueberzeugungen; wenigstens nicht, was die Leute meiner Zeit darunter verstehen. In mir ist keine Grundlage zu einer Ueberzeugung.

Man kann auf Verbrechen ruhmvolle Reiche und auf Lug und Trug edle Religionen gründen.

Der Glaube an den Fortschritt ist eine Doktrin. Das Individuum zählt auf seine Nachbarn: sie sollen seine Arbeit verrichten. Fortschritt (wahren, also moralischen) kann es nur geben im Individuum und durch das Individuum selbst. Aber die Welt besteht aus Leuten, die nur in Gemeinschaften, in Rotten denken können. So die belgischen Gesellschaften. Es giebt auch Leute, die sich nur in einer Masse unterhalten können. Der wahre Held unterhält sich ganz allein.

Was auf einer Demokratie beruht, Monarchie oder Republik, ist schwach und dumm.

Ich langweile mich in Frankreich, weil dort Jeder Voltaire ähnelt. Emerson hat Voltaire in seinen „Repräsentanten des Menschengeschlechtes" vergessen. Er hätte ein schönes Kapitel schreiben können, etwa: Voltaire oder der Antipoet, der König der Maulaffen, Fürst der Oberflächlichen, der Antikünstler, der Prediger, der Thürhüter, der Papa Gigogne der Redakteure des „Siècle".

Der Franzose ist ein so domestikenhaftes Wirthschaftsthier, daß er einen Zaun nicht zu überschreiten wagt. Siehe seinen Geschmack in Kunst und Literatur. Schmutz behagt ihm; in seiner Wohnung und in der Literatur frißt er ihn. Er ist in Exkremente vernarrt. Die Kaffeehausliteraten nennen Das „sel gaulois".

Ein Mensch, der abends betet, ist ein Feldherr, der seine Schildwachen aufgestellt hat. Er kann ruhig schlafen.

Die Sonne der Gerechtigkeit.

Es war am dritten Januar
Neunzehnhundertundachte,
Da stand die Sonne am Himmel klar.
Sie stand am Himmel und lachte.

Sie lachte hernieder auf die Schaar
Der eifrigen Gemüther,
Die in ihrem Namen versammelt war
Am Orte der Moabiter.

Sie lachte herüber vom alten Jahr
Ins neue hinein, bis am Ende
Die Wahrheit, die Wahrheit gefunden war . . .
Pilatus wusch sich die Hände.

Daß Bismarck öfters nicht gewußt
Und nicht verstand, was er sagte:
Wir wissens jetzt; und es ist eine Lust,
Daß auch hier die Sonne tagte.

Sie hat uns wieder ein Stückchen befreit
Von dem unerträglichen Dünkel.
Ja, die Sonne der Gerechtigkeit,
Sie leuchtet in alle Winkel.

Für manche Leute ein harter Schlag,
Diese unerwartete Klärung!
Die Sonne bringt Alles an den Tag
Auch noch vor der baldgen Verjährung.

Ihr Schein strahlt voll und ungetrübt
Auf Lebendige und auf Tote;
Wir haben sie immer geliebt und geübt
Ihre ehernen Gebote.

Am ersten ernsten Tag im Jahr
Neunzehnhundertundachte
Die Sonne aufgegangen war.
Da stand sie am Himmel und lachte.

Ein neues Jahr, eine neue Zeit
Der reinsten Wahrheitwonne —
Und am Himmel der Gerechtigkeit
Ewig lachende Sonne . . .

Kunz von der Rosen.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

*

Geschäftliche Mitteilungen.

Sauerstoffheilverfahren. Eine interessante Kurmethode stellt das Sauerstoffheilverfahren dar, besonders in der Art wie es vom Berliner ärztlichen Institut für Sauerstoffheilverfahren unter sorgfältiger Dosierung der Präparate je nach Lage des Falles ausgeübt wird. Die Präparate des genannten Instituts enthalten nach Feststellungen der Chemiker Dr. C. Bischoff, Dr. Hampe u. A. bis zu 30% Magnesiumsuperoxyd, was einen Gehalt an disponiblem Sauerstoff von etwa 6 Liter in 100 gr. Pulver entspricht. Das Prinzip der Kur ist die Entgiftung der inneren Organe, die dadurch herbeigeführt wird, daß sich bei den bezeichneten Präparaten der Sauerstoff in statu nascendi abspaltet und dadurch von intensivster Wirksamkeit ist. Das Verfahren hat sich bei Nervenleiden und Stoffwechselkrankheiten (Gicht, Rheumatitmus, Zucker etc.) oft überraschend bewährt. Ausführliche Broschüre erhält man kostenfrei vom Institut (Schönebergerstr. 26).



Für Inserate verantwortlich: Rob. Bönig. Druck von G. Bernstein in Berlin.